

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 57

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 3 incl. moms
Italien L 500; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Dämonenpest



Nr. 57

Dämonenpest

(6. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Es war klares Wetter, Fliegerwetter, dachte Captain Joe Fedderson, hinter dem Steuerknüppel seiner Maschine.

Das Cockpit des Jagdflugzeugs wurde von einem leisen Brummen erfüllt, das von den am Rumpf angebrachten Düsen rührte, die wegen ihrer großen Schubkraft ein leichtes Zittern verursachten.

Der Captain war gut gelaunt. Es gab keine Probleme, die ihn bedrückt hätten. Und in diesen Minuten wurde er wieder von dem Gefühl der Freude und der Unbeschwertheit übermannt. Obwohl er mehrere tausend Flugstunden bereits hinter sich hatte, konnte er sich nichts Erhabeneres und Schöneres vorstellen.

Er dachte kurz an seine Frau, die immer wieder ängstlich schien, wenn er für Einsätze gerufen wurde. Als Joe in diesem Moment daran erinnert wurde, huschte ein kurzes Grinsen über sein jugendlich wirkendes Gesicht. Er war 43 Jahre alt und mittlerweile schon 20 Jahre bei der Luftwaffe, wo er sich zu einer beachtlichen Position hochgearbeitet hatte. Aber Ana – seine Frau – würde er wohl nie von ihrer Angst abbringen können, die sie um ihn ausstand.

Diesmal jedoch, als man ihn für den Routineflug eingeteilt hatte, war sie erstaunlich ruhig geblieben. Vielleicht würde sie sich doch langsam daran gewöhnen, überlegte Joe Fedderson. Schließlich ist der Job eines Testfliegers doch kein wesentlicher Unterschied zu anderen Berufen.

Er behielt seine Armaturen scharf im Auge. Plötzlich knackte es in seinem Kopfhörer. Eine sachliche, Joe Fedderson gut vertraute Stimme, meldete sich.

»Joe, wir sind soweit. Gleich kommt vor uns der Bayrische Wald. Dort können wir ausprobieren, ob es mit dem Überschall auch funktioniert. Wir müssen dabei nur aufpassen, daß wir während unseres Übungsfluges nicht die Grenze übersehen. Das könnte unangenehm werden und politische Verwicklungen nach sich ziehen.«

»Ich habe dich verstanden, Sam. Du hast recht, wir sollten nicht mehr länger zögern. Ich gebe das Kommando, wann wir auf Mach umsteigen. Roger.«

Captain Fedderson warf einen Blick aus den Seitenfenstern seiner Maschine und sah die übrigen vier Flugzeuge derselben Fabrikation. Der Verband bestand aus den modernsten Offensivwaffen der Amerikaner, die hier in Deutschland geprüft werden sollten.

Sie flogen hinter Feddersons Maschine, der die Formation anführte. Auf einen uneingeweihten Beobachter hätten die Militärflugzeuge wie ganz gewöhnliche Phantom-Jäger gewirkt. Und darin bestand eben der Trumpf – sie waren unauffällig. Der Gegner würde ihre Kampfkraft bei weitem unterschätzen, falls er nicht vorher durch Spionage in die Geheimnisse dieses Prototyps eingeweiht war.

Unter sich sah Joe Fedderson grüne Wälder, die sich weithin

erstreckten und nie ein Ende zu nehmen schienen. Doch das war zweifellos ein Irrtum. Denn schon an der Grenze mußten sie zurückkehren.

Der Captain wurde auf einmal von einer unerklärlichen Unruhe übermannt, die ihn erfaßte. Warum es so war, konnte er sich nicht erklären. Er spürte nur, daß er immer nervöser wurde.

Was ist denn los mit mir? fragte er sich verzweifelt. Es besteht doch kein Anlaß, jetzt durchzudrehen.

Seine Hand begann zu zittern, so daß er krampfhaft das Steuer umschlossen hielt.

Auf einmal wußte er, was es war. Die Symptome waren ihm wohlbekannt, aus zahlreichen gefahrvollen Flügen: Angst!

Sie hielt ihn gepackt und wollte ihn nicht mehr loslassen.

Ich muß etwas tun. Die anderen warten, machte sich währenddessen auch noch ein anderer Gedanke bemerkbar, der energisch die anderen Gefühlsregungen verdrängte.

Kurzentschlossen drückte er einen Schalter herunter. Ein Lämpchen leuchtete grün auf und bedeutete ihm, daß er nun zu seinen Staffelkameraden sprechen konnte.

»Es ist soweit«, brachte er mühsam würgend hervor. »Wir steigen um auf Überschall!«

»Joe, ist was mit dir?« erkundigte sich Sam, Feddersons alter Freund, besorgt, der etwas bemerkt zu haben schien. »Deine Stimme klang eben verändert.«

»Wie kommst du denn darauf, Sam? Bei mir ist alles klar. Ich hoffe bei euch auch, Jungs. Erbitte eure Meldungen.«

Er sprach diese Worte betont lässig aus, um die anderen seine Angst nicht merken zu lassen, die er hatte. Lauerte auf sie etwas Unheimliches, Dämonisches?

Er hörte auch nur halb zu, als nach und nach die vier anderen Piloten des Verbandes meldeten, daß bei ihnen an Bord alles in Ordnung sei.

Er war wie betäubt. Die Furcht vor dem Ungewissen ließ ihn kaum noch atmen, so daß er manchmal glaubte, daran zu ersticken. Nur noch im Unterbewußtsein führte er die notwendigen Handgriffe aus, die er benötigte, um die Maschine auf Kurs zu halten.

Alles um Joe Fedderson war seltsam verschleiert und unwirklich. Er war in eine Wolkendecke hineingeraten und hatte dabei die Sicht zu den anderen verloren. Diese Tatsache allein war schon ein Phänomen, da zuvor keine Wolken am Himmel standen!

Doch als er auf den kleinen Radarschirm schaute, wuchs seine Verwunderung hoch mehr. Denn auf der grünen Bildfläche waren nirgends die Echos der vier Begleitflugzeuge zu finden.

Gleichzeitig mit diesen beiden rätselhaften Beobachtungen wurde

ihm bewußt, daß seine Angst sich bis zum Zerreißen gesteigert hatte. Er fühlte sich elend.

Gerade als er zu den anderen Flugzeugen seiner Staffel Verbindung aufnehmen wollte, um sie zu fragen, wo sie verblieben seien, hörte er Sam Hopkins erschreckten Ausruf.

»Mein Gott, er ist weg, einfach verschwunden!«

Irgend etwas Unbegreifliches hatte sich ereignet, das ahnte Joe Fedderson.

»Wo seid ihr, ich kann euch nicht mehr sehen. Ich befinde mich hier in dichtem Nebel, in dem mein Radar aber auch die anderen Instrumente entweder versagen oder völlig irrationale Werte anzeigen«, hörte er sich selber wie einen Fremden sprechen.

Joe Fedderson merkte, wie die Verbindung zu den anderen immer schwächer wurde. Sam Hopkins schien ihn aber trotzdem verstanden zu haben, denn er redete aufgeregt, ohne daß es dem Captain möglich gewesen wäre, alles von dem, was er sagte, zu verstehen. Nur noch bruchstückhaft drangen die Worte zu ihm.

»Helft mir, so helft mir doch«, funkte er verzweifelt, allerdings ohne darauf noch eine Antwort zu bekommen. Wahrscheinlich konnten sie es noch nicht mal mehr empfangen, da vermutlich auch das Stromversorgungssystem unterbrochen war.

Diese These schien sich zu bestätigen, als die Beleuchtung im Innern des Cockpit zu flackern begann und teilweise aussetzte. Schon kurz darauf war auch sie nicht mehr in Betrieb, so daß Joe Fedderson von Dunkelheit eingehüllt wurde, die ihn zu erdrücken drohte. Die Wolken schienen immer dichter zu werden, und der Captain hatte schon bald darauf verzichtet, sich zu orientieren. Ihm war noch nicht mal klar, ob er überhaupt noch flog, obwohl das konstante und gleichmäßige Geräusch der Düsen davon kündete.

Panik machte sich in Fedderson breit, als er daran dachte, wie leicht er gegen Hindernisse fliegen konnte, die er nicht mehr rechtzeitig genug sah, um ihnen noch auszuweichen.

Doch dann wurden alle seine Gedanken, die ihn erfüllten, bedeutungslos. Er hielt die Belastung nicht mehr länger stand… und wurde ohnmächtig…

*

Sam Hopkins, ein erfahrener Pilot, der mit seinem Kollegen Joe Fedderson manches Abenteuer bestritten hatte, hatte den unglaublichen Vorgang mit eigenen Augen gesehen. Hätte ihm jemand davon erzählt, er hätte ihn ausgelacht, so phantastisch war das, was sie eben erlebten.

Hopkins war der Älteste und Ranghöchste der Staffel, und er war

es auch, der sich am schnellsten wieder gefaßt hatte. Er analysierte zunächst kühl die Situation, in der sie sich befanden. Dann handelte er.

Zuerst informierte er den Flughafen darüber, was sich zugetragen hatte.

»Hier Sam Hopkins, Air Force, bitte kommen!« Er wiederholte noch mal seinen Ruf, bis sich eine Stimme meldete.

»Was gibt es?«

»Wir befinden uns über dem Bayrischen Wald und fragen, was wir tun sollen.« Dann folgte eine Reihe von Zahlen, die die genaue Position des Verbandes angab.

»Wieso fragen Sie uns, Hopkins? Captain Fedderson ist doch der Staffelführer. Warum fragen Sie nicht ihn?«

»Weil er verschwunden ist.«

Für einige Sekunden herrschte Funkstille.

»Wie bitte? Würden Sie das noch mal wiederholen, Hopkins.«

»Ich sagte es bereits schon. Er ist weg. Um es zu präzisieren – er hat sich vor unseren Augen in Luft aufgelöst, als ob er nicht mehr existent sei! Wir hörten noch einen Notruf von ihm, doch das war auch das letzte, was er verlauten ließ. Bemühungen, ihn mittels Funk wieder sprechen zu hören, schlugen genauso fehl wie unsere Suche mit Radar und anderen Spürgeräten nach seiner Maschine.«

Wieder herrschte für längere Zeit Pause. Offensichtlich zweifelte man an Hopkins Verstand. Man mußte den Verband zurückbeordern. Auf dem Flughafen würde sich dann alles aufklären.

Ein entsprechender Befehl ging an Sam Hopkins, der kurzfristig mit Feddersons Nachfolge betraut wurde.

Die auf vier Flugzeuge reduzierte Staffel machte sich wieder auf den Rückflug. Alle Insassen vermißten Joe Fedderson, der unter mysteriösen Begleiterscheinungen vor ihren Augen verschwunden war…

*

Als Frank Morell erwachte, stellte er nach einem kurzen Blick auf die Uhr zu seinem Entsetzen fest, daß er verschlafen hatte.

Grimmig schaute er auf die elektrische Uhr und suchte nach der Ursache, daß sie ihn nicht beizeiten geweckt hatte.

Er fluchte in sich hinein, als er feststellen mußte, daß der Fehler weniger an der Uhr selbst, als vielmehr bei ihm lag. Er hatte gestern abend vergessen, die Weckautomatik einzustellen. Er war gestern ziemlich müde und abgeschlagen gewesen, so daß ihm alle Nebensächlichkeiten gleichgültig waren.

Frank hatte eine unruhige Nacht hinter sich, teilweise durchsetzt

von Alpträumen wie auch von Erinnerungen an sein früheres Leben als Dykte.

Seit er wußte, daß er in seinen früheren Leben der Angehörige einer hochentwickelten Rasse gewesen und im Besitz des Mirakel-Kristalls war, glaubte er, derlei Träume hinter sich zu haben, die ihn früher oft heimgesucht hatten. Nur mit dem Unterschied, damals wußte er noch nicht, um was es ging.

So hatte sich sein Leben nicht nur in der Sekunde jäh verändert, als er endlich seinen Mirakel-Stern gefunden hatte. Ihn traf die Erkenntnis wie ein Schlag, daß ihm damit auch übersinnliche Fähigkeiten verliehen wurden. Seit jener Zeit wußte er auch um die finsteren Mächte, die sich um die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my und Molochos, der ihr untergeordnet war, gesammelt hatten. Die Dämonengöttin setzte alles daran, mit ihren dämonischen Schergen, einer Invasion gleich, die Erde zu überfallen, um sie dann ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Alles deutete darauf hin, daß sie zu einem wohlgezielten, entscheidenden Schlag ausholte, um so ihre Ziele zu verwirklichen.

Doch Morell wußte auch um die »Abtrünnigen« unter den Dämonen, die sich von ihrer obersten Herrscherin gelöst hatten, um selbst ein Reich des Grauens und des Schreckens zu errichten. Nur der zögernden Uneinigkeit im Dämonenreich war es bisher zu verdanken gewesen, daß man die vereinzelten Schläge durchgehalten hatte. Meist war es Björn Hellmark, einem mutigen, unerschrockenen Kämpfer, zu verdanken gewesen, daß die Erde nicht schon längst im Bann des Bösen war. Hellmark, der der Sohn des Toten Gottes war und auf seiner Insel, die dem Zugriff der Dämonen verborgen blieb, alle die Menschen um sich hortete, durch deren Adern das Blut der Xantilon-Bewohner floß, würde diesem Kampf jedoch auf die Dauer gesehen nicht mehr standhalten.

Für ihn war es deshalb ein äußerst glücklicher Zufall, daß er nun in Mirakel alias Frank Morell einen mächtigen Helfer bekam.

Beide gingen ihre eigenen Wege, aber beide kannten sich und waren gute Freunde geworden.

Frank Morell schüttelte diese Gedanken wieder ab, die erneut sein ganzes Denken zu ergreifen drohten.

Eilig aß er ein Brötchen und trank eine Tasse Kaffee dazu. Ansonsten nahm er sich hierfür mehr Zeit. Aber jetzt blieb ihm keine andere Wahl mehr. Er mußte schon seit zwanzig Minuten im Büro sein, wo man sicher auf ihn wartete. Frank mußte auch noch wichtige Konstruktionspläne anfertigen, mit deren Ablieferung er keinesfalls in Verzug geraten durfte.

Während er sich hastig den Mantel überwarf, dachte er kurz daran, ob er nicht lieber seine Fähigkeit des Fliegens nutzen sollte, um dennoch einigermaßen pünktlich da zu sein, doch dann verwarf er

diese Idee wieder. Diese Gabe, das hatte er sich selbst geschworen, wollte er keinesfalls für irgendwelche eigennützigen Zwecke benutzen. Außerdem durfte es nicht in Bequemlichkeit ausarten.

Frank Morell seufzte, als er in den Aufzug stieg, der sich neben seiner Dachwohnung befand, und damit hinunterfuhr.

Dann rannte er zu seinem beigen BMW 520. Als er starten wollte, sah er einen Zeitungsjungen vorbeigehen.

Schnell kurbelte er das Seitenfenster hinunter.

»He, warte mal, ich möchte eine haben«, rief er dem Jungen nach, der gerade weitergehen wollte, dann aber umkehrte und zu Frank herantrat. Morell hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, jeden Tag eine Zeitung zu kaufen, um immer umfassend informiert zu werden, da er manchmal bis spät in die Nacht hinein an Konstruktionsplänen arbeitete.

»Hier.« Damit reichte ihm der Junge die Zeitung ins Autoinnere.

Frank gab ihm ein Geldstück und startete.

Als er auf die Uhr blickte, beschlich ihn doch das Gefühl, daß es besser gewesen wäre, wenn er sich des Mirakel-Kristalls bedient hätte.

*

Frank Morell arbeitete intensiv bis zur Mittagspause. Erst dann widmete er sich wieder seiner Umwelt.

In einem Lebensmittelgeschäft in der Nähe holte er sich etwas zu essen und kam damit beladen wieder zurück.

Seine beiden Kolleginnen hatten inzwischen schon damit angefangen, ihr Mitgebrachtes zu verzehren.

Alexandra Becker, zu der Frank schon immer ein freundschaftliches Verhältnis hatte, sah ihn erstaunt an, als er zurückkam.

»Warum hast du mir nichts davon gesagt, daß du dein Mittagessen zu Hause vergessen hast? Ich hätte dir bestimmt etwas von meinem abgegeben. Es ist ohnehin zuviel für mich.«

Frank lächelte dankend. »Nett von dir, Alexandra, aber ich hab' mich schon selbst versorgt. Es ging bei mir heute recht unruhig zu.«

Dann setzte auch er sich und packte aus.

»Ihr habt es gut«, machte sich auch Petra Veiten bemerkbar, die lustlos an ihrer Diät kaute. »Ihr könnt wenigstens das essen, was ihr wollt und was euch schmeckt. Ich hingegen…« Sie fuhr kurz über ihren molligen Körper und verschwieg den Rest.

»Nicht traurig sein, Petra«, tröstete Frank sie. »Wir müssen auch darauf achten, daß wir nicht zunehmen. Wenn du deine Diät einhältst und genug Willenskraft aufbringst, wird noch was daraus.«

Petra Veiten stöhnte auf und aß dann ohne Begeisterung weiter.

Frank konnte sich schmunzelnd vorstellen, welch finstere Gedanken ihr wohl durch den Kopf gingen.

Sie schwiegen längere Zeit, bis die Ruhe durch Alexandra unterbrochen wurde. »Frank, ich habe mal flüchtig deine Zeitung durchgelesen. Da wird ein recht interessanter Fall erwähnt. Hast du davon schon gelesen?«

Frank Morell sah seine Gesprächspartnerin verwundert an, dann schüttelte er langsam den Kopf.

»Ich habe bis jetzt noch keinen Blick hineingeworfen. Um was handelt es sich denn?«

»Es wird angeblich eine Militärmaschine vermißt. Ihr Verschwinden verlief unter recht eigenartigen Umständen. Bis heute hat eine Untersuchungskommission noch keine Lösung des Rätsels.«

Alexandra Becker fuhr mit ihrem Bürosessel zu Franks Schreibtisch und reichte ihm die Zeitung.

»Wetten, daß es für alles eine natürliche Erklärung gibt«, ließ sich nun auch wieder Petra Veiten vernehmen. »Ich glaube an diesen Unfug einfach nicht. So was muß ich erst mal selbst gesehen und erlebt haben.«

»Wünsch dir so etwas lieber nicht«, riet Frank Morell leise, der selbst schon genug Kontakte mit unheimlichen Fällen gehabt hatte. Oft endeten sie für die Menschen, die darin verwickelt waren, tödlich.

Mehr sagte Morell nicht, dann studierte er eifrig den Artikel.

Die Schlagzeile lautete: »Sabotage oder Übersinnliches?«

Wie ein Informant aus Kreisen der amerikanischen Besatzungstruppen uns gestern berichtete, ist anzunehmen, daß es zu einem unheimlichen und nicht erklärbaren Zwischenfall bei einem Testflug kam. Die Staffel, die aus fünf neuartigen Jagdmaschinen der US-Army bestand, flog über dem Bayrischen Wald, als sich der Vorfall ereignete, der sämtliche Streitkräfte im hessischen Raum in Alarmzustand versetzte. Eine dieser wertvollen Maschinen, die von Captain Joe Fedderson, einem erfahrenen Flieger, geführt wurde, verschwand vor den Augen seiner Kameraden. Kurz darauf hörte man noch über Funk Notrufe, die später gänzlich verstummten.

Eine Untersuchung wurde eingeleitet, die alle Einzelheiten des Flugverlaufes rekapitulierte. Doch trotz aller Vermutungen kam man zu keinem schlüssigen Ergebnis. Selbst die stichhaltigste These, daß sich Captain Joe Fedderson aus politischen Gründen hinter den Eisernen Vorhang absetzte, wurde widerlegt, weil es sich bei diesem Mann um einen äußerst pflichtbewußten und korrekten Offizier handelt. Außerdem bestätigten die vier verbliebenen Piloten des Verbandes einhellig, daß sich Joe Fedderson nicht von ihnen entfernte, sondern einfach verschwand.

Suchtrupps, die das fragliche Gebiet durchforsteten, fanden keine Spur des Vermißten, so daß die Frage im Raum steht: Was geschah wirklich? Bis jetzt scheint niemand darauf eine zufriedenstellende Antwort geben zu

können…

Mit wachsendem Interesse hatte Frank den Bericht gelesen und ließ die Zeitung sinken. Wenn sich seine Sinne nicht täuschten, entstand hier ein neuer, unheimlicher Fall. Das Ereignis, unter dem alles verlief, ergab für Frank nur den Schluß, daß hier die Mächte der Finsternis am Werk waren.

Der Fall begann ihn immer mehr zu interessieren. Wenn das wirklich die ersten Vorzeichen für eine erneute Teufelei waren, mußte er eingreifen, um dem entgegenzuwirken.

»Und?« fragte ihn Alexandra. »Was hältst du davon, Frank?«

Morell sah sie längere Zeit an und überlegte dabei, was er tun konnte.

»Hast du Lust, mit mir den Flughafen zu besuchen?« schoß er dann unvermittelt seine Frage ab.

»Nun ja.« Alexandra dachte darüber nach. »Am Samstag geht es bei mir nicht, da ich schon verplant bin. Aber am Sonntag. Weshalb willst du denn zum Flughafen?«

»Du hast recht. Der Fall fasziniert mich irgendwie. Ich will mir alles mal aus der Nähe betrachten. Und vielleicht, wenn ich Glück habe, kann ich dabei etwas in Erfahrung bringen. Wie ist es? Ich würde dich gern mitnehmen, da ich weiß, daß du dich auch ein wenig mit solchen Phänomenen befaßt, im Gegensatz zu unserer ewig skeptisch bleibenden Petra.«

Sie nickte. »Gut, ich bin dabei. Ich werde dich noch anrufen, Frank, damit wir eine Zeit vereinbaren, wann wir uns am Flughafen treffen.«

*

Samstagabend, als Frank gerade mit dem Lesen eines Buches über Mythologien längst untergegangener Völker beschäftigt war, klingelte bei ihm das Telefon.

Als er den Hörer abhob, stellte er erfreut fest, daß es sich um seine Arbeitskollegin Alexandra Becker handelte, die, wie versprochen, sich meldete.

»Wie wäre es mit der Besucherterrasse, gegen 13 Uhr?« schlug Frank Morell vor.

»Einverstanden.«

»Gut, dann bis morgen, an dem verabredeten Ort. Ich werde wahrscheinlich sogar schon etwas früher auf dem Rhein-Main-Flughafen sein, um Neuigkeiten zu wittern.«

Morell legte den Hörer auf und grübelte noch über das Problem des unvermutet verschwundenen Flugzeuges nach. Erst danach nahm er wieder sein Buch zur Hand und konzentrierte sich auf den Inhalt.

*

Joe Fedderson wunderte sich selbst, daß er es geschafft hatte, noch rechtzeitig zu entkommen. Wenn er an sein Erlebnis dachte, wurde er von unsagbarem Grauen erfaßt, das ihm vor Angst, nochmals gefangen zu werden, fast den Verstand raubte.

Trotzdem hatte er es erreicht, zu seiner Maschine zu kommen, blutig und zerkratzt wie er war, und mit ihr die Flucht zu wagen.

Sie war ihm tatsächlich gelungen.

Manchmal schien alles so unwahrscheinlich und unwirklich, daß er meinte, nur geträumt zu haben. Doch wenn ihn dann ein stechender Schmerz, der von seiner linken Schulter ausging, zusammenzucken ließ und sein Gesicht in eine Grimasse verwandelte, wußte er, daß alles der Wirklichkeit entsprach.

Mit fahrigen Fingern strich er über die Wunde, die man ihm während seines verzweifelten Befreiungskampfes zugefügt hatte. Sie blutete immer noch stark, und Fedderson, der als erfahrener Flieger auch genug Erfahrung in medizinischen Dingen hatte, wußte, daß er bald etwas unternehmen mußte, wollte er nicht verbluten.

Schon jetzt gaukelte ihm seine Fieberphantasie Bilder vor, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Er mußte aufpassen. Zumal er nicht wußte, ob man ihm gefolgt war oder sich damit begnügte, ihn laufen zu lassen in der Gewißheit, daß er es doch nicht weit bringen würde. Schließlich war seine Verletzung an der Schulter nicht die einzige.

Fast alle Körperteile bereiteten ihm Schmerzen, so daß sich Captain Fedderson, der einen heruntergekommenen Eindruck machte, nur mit Mühe beherrschte, um nicht laut aufzuschreien.

Er vergewisserte sich, daß er sich über dem Bayrischen Wald befand und Kurs Frankfurt hielt, dann schaltete er auf Automatik um. Das gab ihm die Möglichkeit, sich um seine Wunden zu kümmern, weil er vom Fliegen entlastet wurde.

Seine Fieberphantasien hatten schon in beängstigendem Maß zugenommen, so daß er manchmal das Gefühl hatte, alles würde sich um ihn herum drehen. Oder auch sein Blick verschleierte sich, und er konnte nicht mehr erkennen, welche Richtung er einschlug.

Es ist nicht mehr weit, tröstete sich Joe Fedderson, der die Zähne aufeinanderbiß. Er mußte durchhalten. Bis Frankfurt waren es noch zirka 20 Minuten.

Er dachte an seine Frau Ana. Sie hatte sich schon immer Sorgen gemacht, wenn er für einen Auftrag vorgesehen war. Ob sie wohl was geahnt hatten?

Heute mußte Sonntag sein. Auf diesen Tag hatte er sich schon immer gefreut, da er meist ausgedehnte Ausflüge in die umliegenden

Wälder machte oder Freunde einlud.

Captain Fedderson war sich nicht bewußt, wie verworren seine Gedanken wurden, daß sie sich nicht mehr in den gewohnten logischen Bahnen bewegten. Dennoch kam ihm plötzlich ein nüchterner und logischer Gedanke.

Er mußte den Flugplatz verständigen. Von dort konnte er am ehesten Hilfe erwarten.

Sogleich schaltete er die Funkanlage ein. Sie funktionierte noch.

Mit kraftloser Stimme hauchte Fedderson seine Meldung ins Mikrofon, die von dem diensthabenden Offizier im Funkturm empfangen wurde.

»Hier spricht Captain Fedderson. Ich bin am Ende. Holt mich hier ’runter… ich glaub, ich schaffe es nicht mehr…« Seine Stimme wurde immer schwächer und ging schließlich in unverständliches Flüstern über.

»Fedderson, sind Sie es?« vergewisserte sich der Funker, der sich nicht sicher zu sein schien.

»Ja… bin es… habe Verletzungen und derzeit auf Automatik umgestellt. Ihr müßt mir irgendwie helfen… verblute.«

Obwohl es nur Gesprächsfetzen waren, hatte Joe Fedderson mit relativ kräftiger Stimme gesprochen, so daß man ihn sicher verstand.

Eine erneute Schmerzwelle raste durch ihn.

»Hören Sie, Captain«, beschwor ihn nun eine andere Stimme vom Flughafen aus, die sehr erregt schien. »Machen Sie jetzt keine Dummheiten! Wo Sie so lange gesteckt haben, wollen wir nicht wissen, vorerst nicht. Wir wollen Sie nur wieder zurückholen und die Maschine dazu. Wenn sie in falsche Hände geraten würde, wäre das eine Katastrophe. Sie sagten, daß Sie verletzt seien und auf Autopilot geschaltet haben. Gut so! Wir geben Ihnen ein Funkfeuer, wonach sich Ihre automatische Steuerungsanlage richten kann. Die Landung allerdings müssen Sie selbst bestreiten. Meinen Sie, daß Sie dazu in der Lage sind, Captain?«

Fedderson hörte die Worte wie durch Watte. Dennoch verstand er einiges von dem, was ihm sein unbekannter Sprecher empfohlen hatte. Er hatte ihm Hilfe zugesichert – bis auf die Landung.

Als er auf die Armaturen schaute, wurde ihm zu seiner Überraschung klar, daß bis dahin nur noch fünf oder acht Minuten vergingen.

Außerdem mußte er eine Antwort geben.

»Okay, ich werde es versuchen.« Er hörte sich diese Worte sagen und meinte dabei, sie kämen aus dem Mund eines Fremden.

Sofort begann sein Gesprächspartner mit einem Schwall von Worten auf ihn einzureden, doch er hörte nicht mehr zu. Ihm war nun alles gleich, und er war lange genug Flieger gewesen, um auf die

Ratschläge dieses Mannes verzichten zu können.

Weit vor sich sah er die graue Landepiste des Militärflughafens, die sich ihm rasch näherte.

Automatisch schaltete er den Autopiloten aus, der ihn sicher bis hierher geflogen hatte, und übernahm wieder selbst die Steuerung der Maschine.

Es war alles wie tausendmal gemacht, und die im Lauf der Zeit wie selbstverständlich gewordenen Bewegungen vollzog Fedderson mechanisch nach.

Dann drosselte er die Leistung der Triebwerke, so daß sich dadurch die Geschwindigkeit verringerte und fuhr das Landegestell aus.

Alles klappte einwandfrei.

Nun lag es allein an Joe Fedderson, ob er sicher mit seiner Maschine aufsetzte oder durch einen Fehler auf der Landebahn zu Bruch ging. Zu seiner Erleichterung registrierte er, daß der Sprecher vom Turm aufgehört hatte, auf ihn einzureden. Möglicherweise hatte er eingesehen, daß es besser war, Fedderson durch Gerede nicht mehr abzulenken.

Der verletzte Mann erkannte zu seiner Verwunderung ebenfalls, daß in diesem Augenblick alle seine Sinne wachsam und gespannt waren. Fast hatte er das Gefühl, vorher gar nicht von Wahnvorstellungen, die durch sein Fieber bedingt waren, heimgesucht worden zu sein, sondern ganz normal wie sonst in seinem Flugzeug zu sitzen.

Doch das war ein Trugschluß, der sich schon darin äußerte, daß seine Hände schwitzten, was ihm schon seit sehr langer Zeit nicht mehr passiert war.

Wieder blickte Fedderson auf die vor ihm ausrollende Bahn und ließ den Steuerknüppel weiter nach vorn gedrückt. Dadurch verlor er immer mehr an Höhe, bis er sich dem entsprechenden Einflugswinkel angepaßt hatte.

Die Zeit drängte. Es mußte beim ersten Versuch gelingen.

Klar sah er schon die ersten Meter der Piste unter sich in rasender Geschwindigkeit verstreichen, alles war bestens. Er durfte nur nicht leichtsinnig sein.

Unvermutet durchzuckte ihn jedoch eine erneute Schmerzperiode. Nur noch verschwommen sah er seine Umgebung vor sich, wie Schemen hinter dicken, farbigen Glasscheiben.

Dann erfolgte auch schon die Landung. Es war zu spät zum Umkehren, und so traf ihn ein Schlag mit ungeheurer Wucht, der ihm beinahe die Besinnung raubte. Entsetzt wurde ihm gleichzeitig bewußt, daß seine Maschine ins Schleudern geraten und sie nur noch äußerst schwer unter Kontrolle zu bringen war.

Verzweifelt versuchte er seine Geschwindigkeit zu vermindern, was

ihm auch zu gelingen schien. Dennoch prallte seine Jagdmaschine gegen einen Gegenstand. Dieser zweite harte Aufprall ließ die Streben ächzen, und es hatte für den Bruchteil einer Sekunde den Anschein, als würde das Flugzeug dieser Belastung nicht mehr standhalten. Doch es bewies seine Qualität.

Der Insasse lag jedoch wie tot in seinem Pilotensessel.

*

Wenige Augenblicke später, nachdem die Maschine von Captain Fedderson eine Bruchlandung gebaut hatte, war die Stätte des Unfalls mit Wagen und Menschen überfüllt.

Soviel man in dem Durcheinander erkennen konnte, waren darunter ein beigegestrichener Notarztwagen und drei Feuerwehrautos, die zur Vorbeugung herbeigerast waren, falls sich der Tank der demolierten Maschine entzündete. Etliche Zivilautos bargen Fachleute, die damit beschäftigt waren, das Flugzeug zu untersuchen, um die Unfallursache zu rekonstruieren.

In erster Linie ging es um das Leben von Captain Joe Fedderson, der bewußtlos im Cockpit saß. Die Männer von der Feuerwehr bemühten sich, an den Piloten heranzukommen, was mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da sich bei dem harten Aufprall Metallstücke verbogen hatten und das Vordringen bis zum Cockpit erschwerten.

Schließlich schafften sie es doch und machten sich sofort daran, Fedderson herauszuzerren, um ihn der medizinischen Obhut zu übergeben.

Jetzt erst konnten die Untersuchungskommandos Fahrtenschreiber, Treibstoff und Kilometerzähler kontrollieren, um sich ein Bild von dem zu machen, was mit Captain Fedderson und seiner Maschine passiert sein mußte.

Die erste, oberflächliche Untersuchung barg schon einige Überraschungen in sich. Als die Männer den Kilometerzähler verglichen, mußten sie zu ihrem Erstaunen feststellen, daß auf der Strecke bis zum Bayrischen Wald kein zuviel geflogener Kilometer zu verbuchen war.

Dies führte zu der Vermutung, die Maschine habe sich vom Ort ihres Verschwindens um keinen einzigen Kilometer weiterbewegt! Entsprechend hätte sie logischerweise drei Tage lang regungslos auf derselben Stelle verharren müssen, ohne von den anderen Fliegern der Staffel und auch der Suchtrupps geortet zu werden!

*

Diese Vorstellung war so absurd, daß man nur davon ausgehen konnte, daß der Kilometerzähler einen Defekt hatte.

Als man jedoch den Treibstoff, der verbraucht worden sein mußte, ebenfalls überprüfte, machten die Leute die zweite überraschende Entdeckung.

Kein einziger Tropfen Treibstoff mehr war verbraucht worden, als es der Kilometeranzeiger angab!

Einhellig kam man zu dem Ergebnis, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging, so, wie die ganze Geschichte reichlich mysteriös schien. Es gab einfach keine Erklärung für das, was sie vorgefunden hatten.

Der einzige, der vielleicht vermocht hätte, ihnen darüber Auskunft zu erteilen, war Joe Fedderson. Doch der kämpfte um sein Leben, und es war fraglich, ob er durchkam…

*

»Nun, hast du schon etwas herausgefunden?« Alexandra Becker, die diese Frage gestellt hatte, saß Frank gegenüber und nippte kurz an dem Glas Cola, das sie bestellt hatte.

Sie hatte eines ihrer bunten, französischen Kleider angezogen, worin sie attraktiv und anziehend wirkte. Frank fand, daß sie bei weitem hübscher wirkte als im Büro.

Das goldblonde Haar fiel ihr in sanften Wellen auf die Schultern und rahmte ihr Gesicht.

Morell schüttelte unmerklich den Kopf und beobachtete dabei aufmerksam seine Umgebung.

»Leider Fehlanzeige. Die meisten, die ich darüber gefragt habe, wissen von nichts, und die etwas zu wissen scheinen, schweigen lieber. Den Amerikanern ist es sowieso schon unangenehm genug, daß die Affäre bekanntgeworden ist. Sie haben entsprechend radikal durchgegriffen, den Zuträger, der die Zeitungen darüber informierte, ausfindig gemacht und unter Arrest gestellt. Es ist anzunehmen, daß er degradiert wird.«

»Und woher hast du diese Neuigkeiten?«

»Ich habe durch Zufall einen alten Freund ausfindig gemacht, der jetzt als Reporter bei einer Zeitung arbeitet. Aber Genaueres wußte auch er nicht«, erklärte Frank.

Morell konnte direkt auf die Start- und Landebahn sehen. Weiter entfernt, aber dennoch sichtbar, befand sich der amerikanische Militärflughafen. Dort schien einige Aufregung zu herrschen, denn Hubschrauber kreisten, Militär- und Polizeifahrzeuge fuhren hin und her. Frank konnte sogar erkennen, wie ein Krankenwagen mit Höchstgeschwindigkeit davon brauste.

»Seltsam«, meinte Morell nachdenklich. »Was mag sich dort wohl ereignet haben?«

Alexandra schaute ihn verständnislos an. »Wovon sprichst du, Frank? Ich wüßte nicht, was an dem Betrieb hier auf der Besucherterrasse eigenartig wäre.«

»Kein Wunder«, bemerkte er. »Du hast auch nicht den Militärflughafen im Blickfeld wie ich, weil du mir gegenübersitzt. Dort muß was geschehen sein, sonst würde kein solcher Tumult herrschen.«

Alexandra Becker drehte ihren Kopf und blickte hinaus. Es dauerte einige Zeit, bis sie jenen Punkt fixiert hatte, den Frank meinte, doch dann hatte sie ihn gefunden.

Sie beobachtete für einen Moment das Treiben, dann wandte sie sich wieder ihrem Gesprächspartner zu.

»Du hast recht, Frank. Es würde mich ehrlich gesagt auch interessieren, was da los ist. Ob es wohl im Zusammenhang mit dem Verschwinden des Flugzeuges steht? Ob es vielleicht wieder aufgetaucht ist?«

»Möglich«, gab er einsilbig zur Antwort. Ihm selbst schien diese Möglichkeit am wahrscheinlichsten, aber Frank Morell war nicht der Mann, der schnell schwachbeinige Vermutungen verlauten ließ.

Schweigend saßen sie deshalb an ihrem Tisch und sahen dem Treiben zu.

Der Tag war sonnig und mild. Auf der Besucherterrasse des Rhein-Main-Flughafens herrschte wie immer reger Betrieb. Keiner der Besucher hatte dem gutaussehenden Paar bisher besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil es sich durch nichts von den anderen Menschen hier unterschied.

Trotzdem spürte Frank deutlich, daß er beobachtet wurde. Mehrmals versuchte er denjenigen unauffällig zu finden, der ihn fortwährend im Auge behielt, aber Morell hatte kein Glück.

Aber da war noch ein anderes Gefühl, das sich seiner allmählich bemächtigte. Es war symbolisierend für Gefahr…

*

Auf der Autobahn begann es zunächst leicht, dann immer stärker werdend, zu regnen. Die Fahrbahn wurde glatt und rutschig, so daß sich der Fahrer des Krankenwagens, in dem Joe Fedderson untergebracht war, ganz auf seine Aufgabe konzentrieren mußte. Und die lautete, den Verletzten auf dem schnellsten Weg in das nächstliegende Militär-Hospital zu bringen.

Peter Hofer, einer jener Deutschen, die Bedienstete bei den Amerikanern waren, fuhr, als sei der Teufel hinter ihm her.

Wenn sie jetzt ins Schleudern kamen, dachte er noch.

Und da geschah es auch schon. Ein Mercedes, der zum Überholen angesetzt hatte, bemerkte den hinter ihm befindlichen Sanitätswagen nicht mehr rechtzeitig genug. Der Fahrer des Personenwagens hatte nicht mit der großen Geschwindigkeit des folgenden Wagens gerechnet und verharrte noch halb in der Mitte der Fahrbahn, als der Krankenwagen ihn rammte.

Durch die Wucht des Stoßes geriet der Mercedes leicht ins Schleudern. Der Fahrer konnte den Wagen mühsam wieder unter Kontrolle bekommen und ihn an einem Seitenstreifen zum Stehen bringen.

Peter Hofer indessen hatte nicht soviel Glück. Es gelang ihm zwar, das Tempo beträchtlich zu vermindern, er konnte jedoch einer Kollision mit der Leitplanke nicht mehr ausweichen.

Trotzdem fiel der Aufprall bei weitem nicht so hart aus, wie es zunächst den Anschein hatte. Sofern Peter Hofer dies vorläufig beurteilen konnte, war niemand bei dem Unfall verletzt worden.

Außer beträchtlichem Schaden an Material waren scheinbar alle Beteiligten noch mal mit dem Schrecken davongekommen.

Bis auf Captain Joe Fedderson, der, wenn ihm nicht bald jemand half, im Sterben lag.

*

Wie auf einen geheimen Befehl hin, ruckte Frank Morells Kopf hoch: Gefahr!

Für Augenblicke hatte er Fragmentteile einer Szene gesehen, die sich auf der Autobahn abgespielt hatte. Ein Unfall, in den auch der Krankenwagen verwickelt war, der eben vom Militärflughafen davonbrauste.

Solcherlei Vorahnungen hatte er immer dann, wenn Menschen in Gefahr waren und wenn es darum ging zu helfen. Seit seinem Abenteuer in Rimini hatte sich diese Übersensibilität weiter gesteigert, so daß sich in ihrem Zusammenhang der Vergleich mit Telepathie aufdrängte. Es traf Frank Morells geheimnisvolle Gabe wohl am meisten, die sich wahrscheinlich aus der Ausstrahlung und Kraft, die dem Mirakel-Kristall innewohnten, entwickelt hatte, wenn man sie als eine Abart der Gedankenübertragung darstellte.

»Was ist mit dir, Frank?« fragte Alexandra, der Morells merkwürdiges Verhalten nicht entging.

»Ich glaube, ich fühle mich nicht besonders. Vermutlich das Sitzen. Das Beste für mich wird wohl sein, wenn ich mir die Füße vertrete.«

»Soll ich dich begleiten?« erkundigte sie sich besorgt.

»Nein, ich glaube nicht, daß das nötig ist. Ich muß nur mal kurz an die frische Luft. Es kann etwas länger dauern, mach dir bis dahin

keine Sorgen, Alexandra!«

»Aber paß auf! Wenn auch der Regen draußen nachgelassen hat, so würde ich an deiner Stelle trotzdem nicht hinausgehen.«

Frank erhob sich. »Ist gut, ich werde darauf achten.«

Er winkte ihr nochmals zu und verschwand dann in der Menge.

Natürlich war das Unwohlsein, das Frank seiner Kollegin Alexandra vorgetäuscht hatte, nur eine Ausrede gewesen, um so bald wie möglich seinen Platz zu verlassen und dem Krankenwagen zu Hilfe zu eilen.

Morell schwindelte nur ungern und nur dann, wenn ihm keine andere Möglichkeit blieb. Im Grund war er ein ehrlicher Mann. Ihm tat es deshalb auch leid, Alexandra nichts von seinen wahren Gründen sagen zu können. Doch wenn er ihr die volle Wahrheit über seine Doppelexistenz als Mirakel und Frank Morell erzählt hätte, hätte sie ihn bestimmt für verrückt gehalten.

Die ganze Geschichte mutete ihn selber mitunter reichlich phantastisch an, doch inzwischen war sie für ihn zur Realität geworden.

Sein ewig wiedergekehrter Traum, fliegen zu können, hatte sich bewahrheitet. Er war nur eine Erinnerung an sein früheres Leben als Dykte gewesen.

Da er keine Zeit mehr zu verlieren hatte, schaute er sich nach einem geeigneten Ort um, an dem er die Umwandlung in Mirakel vollziehen konnte.

Um ganz ungestört zu sein, ging er in die nächste Herrentoilette. Dort schloß er sich ein und holte seinen Mirakel-Stern hervor, der in seiner Jacke steckte.

Er war groß genug, um ihn gut mit der Hand umschließen zu können. Dabei war er jedoch federleicht, so daß Frank das Gefühl hatte, nichts zu umklammern. Aus dem Kristall, der die kosmobiologische Energie gespeichert hatte, drangen sieben gezackte Lichtblitze.

Ohne noch länger zu zögern, ballte er die Hand, mit der er den Kristall umschlossen hielt, zur Faust, die er an sein Herz preßte. Als das geschehen war, bohrten sich die Strahlen des Sterns in seine Haut. Statt zu schmerzen, verursachte dies lediglich ein sanftes Kribbeln, das sich blitzschnell in seinem ganzen Körper verbreitete. Daraufhin wurde er von einem energetischen Feld umhüllt, unter dem nun Mirakel zum Vorschein kam. Frank Morell hatte sich insofern verändert, als daß er nun einen rubinroten, hautengen Anzug trug, auf dem in der Nähe des Herzens der Mirakel-Stern prangte, der sich mit dem Gewebe des Kleidungsstückes verbunden hatte. Es sah fast so aus, als wäre er dort eingenäht worden.

Den Abschluß des Verwandlungsprozesses bildeten die

goldfarbenen Schuhe und Stulpenhandschuhe.

Nun war er Mirakel, der in diesem Zustand auch um sein bürgerliches Leben als Morell wußte…

Er öffnete eines der vielen Fenster, die sich im Raum befanden und schlüpfte hindurch.

Dann begann er, so schnell er konnte, zu der Unfallstelle zu fliegen.

Er orientierte sich dabei an der Autobahn und konnte sehen, wie unter ihm die Autos in Zeitlupengeschwindigkeit zu fahren schienen.

Ein Phänomen, das Mirakel immer beobachten konnte, wenn er auf seine Gabe des Fliegens zurückgriff!

Bald darauf erblickte er auch schon den Krankenwagen, der gegen die Leitplanke gerast war und dem weiteren Verkehr, der sich inzwischen gestaut hatte, den Weg versperrte.

Gerade als Mirakel beim Notarztwagen landen wollte, um den Leuten zu helfen, machte er noch eine andere Wahrnehmung.

Ein VW, der offensichtlich mit überhöhter Geschwindigkeit fuhr, näherte sich immer mehr dem Stau, ohne ihn aber zu bemerken.

Mirakel wußte zwar, daß für den Verletzten, der sich im Sanitätswagen befand, jede Sekunde wichtig war. Aber wenn er den VW nicht rechtzeitig warnte, würde es vermutlich weitere Unfallopfer geben, wenn nicht sogar Tote. Dem mußte er entgegenwirken.

Entschlossen flog er abwärts, schätzungsweise hundert Meter vor den VW. Breitbeinig stellte sich Mirakel auf die Mitte der Fahrspur und blieb unbewegt stehen, während der Wagen auf ihn zubrauste.

*

Der Fahrer des VW stellte zu seiner größten Verwunderung fest, daß plötzlich mitten auf der Fahrbahn ein Mensch in seltsam roter Kleidung stand.

Ein Fluch ging über seine Lippen. Bestimmt handelte es sich wieder um so einen Wahnsinnigen, der sich umbringen wollte…

Er trat, so fest er konnte, auf die Bremse, so daß er gegen die Windschutzscheibe mit seinem Kopf geknallt wäre, hätte ihn sein Sicherheitsgurt nicht zurückgehalten.

Der Mann hatte gute Reifen, so daß er wenigstens bei der Nässe nicht ins Schleudern geriet, doch sein Bremsweg wurde ungleich länger, als es normal der Fall gewesen wäre.

Die Entfernung zu dem Selbstmörder schmolz immer mehr, und schon jetzt war vorherzusehen, daß der Rotgekleidete überfahren würde, wenn er nicht noch rechtzeitig zur Seite sprang. Doch der rührte sich nicht von der Stelle. Ohne Furcht schien er dem herannahendem VW entgegenzusehen.

Wieder fluchte der Autofahrer. Jetzt… in diesem Moment mußte der Aufprall erfolgen…

Doch zu seinem Erstaunen war nichts dergleichen zu bemerken. Der Wagen rutschte noch ein paar Meter weiter und kam dann endgültig zum Stehen. Ungläubig wischte sich der Mann über die Augen, als habe er geträumt.

Das gab es doch nicht! Wie konnte es ein Mensch in letzter Sekunde schaffen, einem auf ihn zurasenden Auto zu entkommen, ohne daß der betreffende Fahrer es gemerkt hätte?

Als der Mann um sich blickte, um den vermutlich zur Seite gehechteten, mysteriös Gekleideten im Straßengraben zu suchen, wo er ja noch liegen mußte, wurde er ein zweites Mal enttäuscht. Nichts! Nirgends eine Spur…

Dem Autofahrer wurde es langsam unheimlich. Nervös steckte er sich eine Zigarette an und fuhr bedächtig weiter. Später, hinter einer unübersichtlichen Kurve, sah er sich mit dem Stau konfrontiert, in den er ahnungslos hineingestoßen wäre.

Unvermutet fiel es ihm wieder ein, woher er den Rotgekleideten schon gekannt hatte. Er hatte es vorher nur nicht vermocht, ihn einzureihen. Aber jetzt hatte er den Namen gefunden, der in letzter Zeit häufig in aller Munde war und über den die Presse berichtete und verzweifelt versuchte, seine wahre Identität herauszufinden.

Es war niemand anderes als Mirakel, der fliegende Wundermensch, gewesen…

*

»Sind Sie verletzt?« Peter Hofer, der noch betäubt auf dem Steuerrad lag, zuckte zusammen, als er die Stimme hörte, die unverhofft zu ihm sprach.

Er blickte hoch und erschrak leicht. Vor ihm stand ein Mann in rubinrotem Anzug, auf dem das Zeichen eines Kristalls thronte.

Der Mann besaß markante Gesichtszüge und wirkte auf Hofer sofort sympathisch.

Peter Hofer schüttelte den Kopf.

»Nein, mir ist nichts geschehen. Aber ich befürchte, daß es der Offizier, den wir ins nächste Hospital transportieren sollten, nicht mehr lange machen wird.«

Mirakel verschwand wieder aus Hofers Blickfeld und ging nach hinten, wo er die Tür öffnete. Auf den ersten Blick vergewisserte er sich, daß den Sanitätern nicht viel zugestoßen war, sonst hätte er sie mitgenommen auf seinem Flug zum nächsten Militär-Hospital, wo er den Verletzten abgeben wollte.

Mirakel ging auf einen der Weißgekleideten zu, der sich gerade

stöhnend den Kopf hielt. »Wissen Sie, wie der Mann heißt?« Damit deutete Mirakel auf den Verwundeten.

Der Arzt sah ihn nachdenklich an. »Ja, wieso? Joe Fedderson, falls es Sie interessiert. Der Mann, der vor drei Tagen spurlos verschwand.«

Mehr wollte Mirakel nicht wissen. Er sah seine Vermutung nun bestätigt, ging auf Fedderson zu, lud ihn vorsichtig auf den Rücken und schleppte ihn hinaus ins Freie.

Hinter sich hörte er noch den Protest des Arztes und eines Krankenpflegers. »He, wohin bringen Sie denn den Mann? Sie können doch nicht einfach…«

»Bleiben Sie ruhig! Er kommt umgehend ins nächste Hospital«, entgegnete Mirakel, bevor die anderen noch länger reden konnten.

Dann schwang er sich in die Luft. In gewohnter Schnelle überwand er die Entfernung bis zum nächsten Krankenhaus.

Die diensttuende Schwester sah ihn erstaunt an, als er mit dem Verwundeten beladen dort ankam.

Nachdem sich ihre Fassungslosigkeit gelegt hatte, versuchte sie ihrer Stimme wieder einen energischen Ton zu verleihen, was jedoch kläglich mißlang.

»Was wollen Sie hier mit dem Mann?«

»Es handelt sich um den verletzten Joe Fedderson, der eingeliefert werden soll. Auf der Autobahn hatte der Transportwagen allerdings einen Unfall. So habe ich mich dafür angeboten, Fedderson hierherzubringen.« Mirakel erklärte der Schwester dies in beruhigendem Tonfall, so daß ihr Mißtrauen merklich zerstreut wurde.

»Ich werde sofort den Arzt informieren.« Sie wandte sich dem Telefon zu.

»Alles ist für eine Operation vorbereitet. Aber wo sind Sie denn?«

Die Schwester schaute sich überall um, doch der merkwürdig gekleidete Mann war schon wieder verschwunden. Benommen setzte sie sich und wartete auf den Arzt und die Pfleger, die schon bald darauf erschienen, um sich um Joe Fedderson zu kümmern.

*

Diesmal benutzte er einen uneinsehbaren Nebengang, um sich von Mirakel wieder in Frank Morell zurückzuverwandeln.

Als er zum Vorschein kam, war er wieder ganz jener Konstrukteur namens Morell, den alle seine Bekannten und Freunde schätzten.

Den Mirakel-Stern steckte er wieder sorgsam in die Tasche.

Erleichtert registrierte er, daß es in der Zwischenzeit zu regnen aufgehört hatte und sich der Himmel langsam zu lichten begann.

Schnell ging er wieder zurück zum Gebäudekomplex des

Frankfurter Flughafens und arbeitete sich durch das Gewühl. Frank Morell schaute dabei auf die Uhr. Über eine Viertelstunde war vergangen, seit er Alexandra verlassen hatte. Hoffentlich war sie nicht ungeduldig geworden.

Endlich hatte er die Besucherterrasse erreicht. Sein Blick strich über die dort wartenden Leute. Alexandra Becker war unter ihnen und blickte geduldig in die Runde.

Schon von weitem erkannte sie Frank und winkte ihm zu, der daraufhin zu ihrem Tisch kam und sich setzte.

»Na, fühlst du dich jetzt wieder besser?« erkundigte sich Alexandra.

»Ja, ich glaub schon. Die Bewegung hat mir gutgetan. Ist irgend etwas Besonderes gewesen, während ich weg war?«

»Nein«, gab sie zur Antwort.

Sie unterhielten sich noch recht angeregt über verschiedene Dinge, so daß die Zeit wie im Flug verging.

Erst als es zu dämmern begann, beschlossen sie, wieder nach Hause zu fahren.

*

Frank Morells Ahnung hatte ihn nicht getrogen, auch wenn er davon nichts wissen konnte.

Er und Alexandra Becker waren nämlich, solange sie auf der Besucherterrasse verweilt und miteinander diskutiert hatten, tatsächlich beobachtet worden.

Es handelte sich dabei um einen älteren, unscheinbar wirkenden Mann, der stets freundlich zu lächeln schien. Dennoch blickten seine Augen kalt, die von einer Sonnenbrille überdeckt wurden, so daß man nie das volle Gesicht erkannte.

Schütteres Haar kränzte seinen Kopf. Seine Finger erweckten einen empfindlichen, fast gebrechlichen Eindruck. Dieser Mann mochte wohl nie jemand etwas zu leide tun. Dieses Bild bekam man ganz unbewußt von seiner Erscheinung.

Trotzdem ging von ihm auch noch eine andere, schwer definierbare Ausstrahlung aus, die aber nur Menschen auffiel, die für solche Dinge ein besonderes Gespür hatten. Es traf wohl am ehesten den Ausdruck, wenn man ihn mit geheimnisvoll umschrieb.

Er hatte in einiger Entfernung zu Franks und Alexandras Tisch gesessen, von wo aus er die beiden immer gut im Blickwinkel hatte. Die ganze Zeit über, seit das Paar sich hier aufgehalten hatte, schien der unscheinbare, ältliche Herr mit dem Lesen eines Buches beschäftigt zu sein. Offensichtlich war er Passagier für eine der nächsten Maschinen, der sich auf diese Art das Warten verkürzte.

Doch dies war falsch. Der Mann wartete weder auf das für ihn gebuchte Flugzeug, noch war er wirklich mit dem Lesen der Lektüre befaßt. Letzteres bildete nur ein Tarnungsmittel, das es ihm ermöglichte, seine Aufmerksamkeit auf die beiden jungen Leute zu lenken, ohne daß dies auffällig geworden wäre.

Niemand bemerkte etwas davon, außer Frank selber, der, kurz bevor er den Tisch verlassen hatte, deutlich spürte, daß er beobachtet wurde. Doch als er nach den turbulenten Ereignissen, die er hinter sich hatte, wiedergekommen war, waren seine Sinne so abgelenkt worden, daß er gar nicht mehr an jenen unsichtbaren Betrachter dachte.

Als Frank und Alexandra die Terrasse verließen, um zurückzufahren, bezahlte auch der Mann mit der Sonnenbrille. Später verließ dann auch er den überdachten Aufenthaltsraum.

*

Frank setzte seine hübsche Arbeitskollegin bei ihrer Wohnung ab, verabschiedete sich noch von ihr und fuhr nach Hause.

Gegen 19 Uhr kam er dort an.

Schon die ganze Fahrt über hatte sich Frank überlegt, wie er sich am besten weiter im Fall Fedderson verhielt.

Joe Fedderson verschwand unter rätselhaften Umständen und kehrte dann drei Tage später mit furchtbaren Wunden, die ihm irgend jemand zugefügt haben mußte, wieder zurück.

Für Frank war es nun wichtig zu wissen, wer hinter alledem steckte und was für einen Sinn das Ganze haben sollte.

Um das aber zu erfahren, mußte er einen Schritt vorwärts tun. Er mußte mehr in Erfahrung bringen. Aber durch wen?

Frank Morell setzte sich in einen seiner bequemen Sessel, nachdem er die Tür wieder verschlossen hatte, und mixte sich einen Cocktail, den er genüßlich trank.

In seiner gemütlichen Wohnung, die er geschmackvoll eingerichtet hatte, herrschte Dämmerlicht, das von draußen hereinkam, da er kein Licht eingeschaltet hatte. Wenn es abends dunkel wurde, tat Frank dies meistens nie, da ihm dies den Hauch von Ruhe und Ungestörtheit vermittelte. Manchmal saß er sogar bis spät in die Nacht so da und beschaute die Sterne, die in ihrer kalten, prachtvollen Schönheit zu ihm herab leuchteten. Von einem dieser unzähligen Himmelsgestirne kam auch er, kurz vor dessen Untergang: Tala-Mar. Frank ertappte sich oft dabei, wie er sich nach seiner Heimatwelt sehnte. Morell hatte sich vorgenommen, eines Tages dorthin zurückzukommen, um sein Volk, die Dykten, zu suchen, doch noch war es nicht soweit. Er war ein Mensch, und das brachte ihm in seiner jetzigen Existenz auch

einige Verpflichtungen.

Frank kehrte wieder zurück zur Realität. Joe Fedderson, dem etwas Schreckliches widerfahren war, das sich möglicherweise auch als eine Gefahr für die Menschen ausweiten konnte, stand im Vordergrund.

Zunächst dachte Frank Morell an Freunde, denen der Pilot vielleicht einiges über sich anvertraut haben könnte, doch dann verwarf er diese Idee wieder. Auch Freunde oder Bekannte würden nicht alles über ihn wissen. Schließlich hatte Captain Fedderson für die Luftwaffe gearbeitet und war mit so manchem Geheimauftrag versehen worden, über den er nichts verlauten lassen durfte.

Es mußte jemand sein, den er gut kannte und der fast schon zu Feddersons Familie gehörte.

Plötzlich hatte er es! Mrs. Fedderson natürlich… Die Frau des verunglückten Fliegers… Wenn sie ihm keine Hinweise geben konnte, dann wohl niemand. Denn nur sie allein kannte all seine Angewohnheiten und Eigenschaften so gut wie kein anderer.

Diesen Einfall fand Frank so bedeutend, daß er sich gleich daran machte, im Telefonbuch nachzuschauen, um sie anzurufen.

Er brauchte nicht lange zu suchen, da hatte er auch schon den Namen gefunden und die dazugehörige Nummer.

*

»Hier Ana Fedderson«, meldete sich eine gepreßt klingende Stimme. Es war die Stimme einer Frau, die in letzter Zeit viel mitgemacht haben mußte.

»Morell: Mrs. Fedderson, ich rufe Sie wegen Ihres Mannes an.«

»Sind Sie auch einer dieser neugierigen Reporter? Ich dachte, daß ich wenigstens am Abend Ruhe vor ihnen hätte. Den ganzen Tag über stand das Telefon nicht still.«

»Mrs. Fedderson, daß ich noch zu solch später Stunde anrufe, bitte ich zu entschuldigen. Aber es eilt, in Ihrem eigenen und Ihres Mannes Interesse! Zudem glaube ich, daß wir uns ein bißchen mißverstehen«, setzte ihr Frank beruhigend auseinander. »Ich bin kein Journalist. Ich habe von den merkwürdigen Vorfällen gelesen, sie auch teilweise selbst miterlebt. Deshalb möchte ich Sie unbedingt sprechen. Wenn ich die Situation nämlich richtig beurteile, dann ist das Leben Ihres Mannes in höchster Gefahr!«

Ana Fedderson schwieg, bevor sie antwortete. »Was wollen Sie?« fragte die Frau dann ohne lange Umschweife.

»Ich möchte mit Ihnen persönlich sprechen, Mrs. Fedderson, mehr nicht. Sehen Sie, ich möchte Ihnen gern helfen, da ich mich selbst stark für diesen Fall interessiere. Und wenn Sie mir einiges berichten könnten, wovon ich nichts weiß, wäre das nur gut für Sie. Es könnte

mir nützen, Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen.«

»Was wissen Sie denn bis jetzt darüber, was Joe zugestoßen sein könnte?« erkundigte sie sich neugierig. Offenbar schien sie Frank nicht mehr allzu skeptisch gegenüber eingestellt zu sein. Das war immerhin schon etwas.

»Hören Sie«, begann Frank. »Sicher wissen auch Sie, daß es mehr Dinge gibt, die wir Menschen uns einfach nicht erklären können.

Ich bin mir vollkommen dessen bewußt, daß das, was ich Ihnen jetzt sage, ziemlich unwahrscheinlich anmutet, aber ich bin der festen Überzeugung, daß hinter den seltsamen Geschehnissen um Ihren Mann keine feindliche irdische Macht steckt. Ich weiß zwar, daß dies allgemeinhin angenommen wird, doch ich finde, daß man es sich nicht so einfach machen sollte.

Das ist auch der Grund dafür, weshalb ich mit Ihnen persönlich sprechen will. Am Telefon klingt das alles reichlich phantastisch, und sicher werden Sie mich für verrückt halten, aber es ist die Wirklichkeit.

Oder haben Sie sich nicht auch schon gefragt, welche Wesen Ihrem Gatten solche Verletzungen zufügen konnten? Sie konnten sicher nichts Menschliches mehr an sich haben, sondern mußten statt Händen Klauen besitzen.«

Frank Morell schwieg. Er hielt es für besser, wenn seine Gesprächspartnerin erst mal über das nachdachte, was er ihr eben gesagt hatte.

Zudem spürte er, wie die Frau mit sich selbst einen lautlosen Kampf aus trug. Immerhin war sein Anliegen reichlich ungewöhnlich. Er verlangte von ihr, einem völlig Fremden zu vertrauen, den sie noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte.

Sie zögerte noch.

Dann endlich schien sie sich schließlich doch noch zu einer Entscheidung durchgerungen zu haben.

»Was Sie da eben sagten, Herr Morell, halte ich keineswegs für unglaubwürdig. Joe hat schon mal etwas angedeutet, was ganz diese Richtung einschlägt, von der Sie mir eben berichteten. Allerdings wußte er nichts davon.

Doch mit Ihnen darüber am Telefon zu sprechen, halte ich in der Tat für zu langwierig. Darum möchte ich Ihrem Vorschlag zustimmen und mit Ihnen einen Zeitpunkt und einen Ort vereinbaren, an dem wir uns über dieses Thema aussprechen können.

Voraussetzung dafür ist jedoch, daß ich mich wirklich darauf verlassen kann, daß es sich bei Ihnen um keinen Reporter handelt, der diesen Trick anwendet, um zu einer guten Story zu kommen.«

»Ich verspreche Ihnen, daß ich nichts mit der Presse zu tun habe«, versicherte Frank nachdrücklich.

»Also gut, Herr Morell. Wo würden Sie vorschlagen?«
»Hätten Sie etwas dagegen, wenn Sie zu mir kämen?«
Ana Fedderson war einen Augenblick unschlüssig, doch dann stimmte sie zu.

*

Nachdenklich unterbrach Ana Fedderson das Telefonat. Dieser Zwischenfall hatte sie seltsam berührt, und sie wußte nicht, was sie davon halten sollte.

Jener Morell, der angerufen hatte, war ein sehr eigenartiger Mensch. Und es gab eigentlich nur drei Gruppen, in die sie ihn einzuordnen vermochte. Zunächst konnte es sich um einen Menschen handeln, der sich bloß wichtig machen wollte oder die ganze Angelegenheit als einen Scherz betrachtete. Er konnte aber auch, obwohl er das Gegenteil beteuert hatte, Reporter sein. Und die letzte Kategorie, in die sie ihn einstufte, war jener Typ, der ihr wirklich aus ihrer mißlichen Lage half und möglicherweise manches über die Umstände von Joes Unglück wußte, was ihr bislang verborgen geblieben war.

Wenn dem so war, dann wäre er zweifellos eine nützliche Hilfe gewesen. Doch sie war sich nicht sicher, ob der Anrufer der Mensch war, für den sie ihn hielt.

Je mehr Ana Fedderson das Für und Wider abwog, desto mehr verstrickte sie sich in Ratlosigkeit, die zum überwiegenden Teil von ihr Besitz ergriff.

Immer wieder stellte sie sich verzweifelt die Frage, wie sie sich wohl am besten verhielt, doch sie bekam keine Antwort darauf.

Plötzlich besann sie sich eines anderen Umstandes. Ana Fedderson war sich der Tatsache bewußt, daß sie unter stetiger Bewachung der CIA stand. Diese Maßnahme war nicht besonders verwunderlich, wenn man sich verdeutlichte, daß ihr Gatte als Testflieger der Air Force immer nur Prototypen von Kampfmaschinen flog. An deren Aufbau und Konstruktion waren andere, besonders gegnerische Länder natürlich stark interessiert.

Sie hatte sich nun spontan dazu entschlossen, die vorgesetzte Dienststelle ihres Mannes von Morells Anruf zu verständigen. Dies, fand sie, war die vernünftigste Entscheidung, denn von dort konnte sie am ehesten einen Rat für ihre zwiespältige Situation bekommen.

Sofort machte sie sich auch schon daran, ihr Vorhaben zu verwirklichen.

Schon bald darauf meldete sich bei ihr die für Joes Vorgesetzten, dessen Name sie in ihrer Aufregung vergessen hatte, charakteristische Donnerstimme des Colonels.

Ihm schilderte Ana Fedderson alles, was sich zugetragen und was Morells Anruf beinhaltet hatte.

Der Colonel hörte aufmerksam zu, ohne zu unterbrechen. Erst als die Frau geendet hatte, gab er seinen Kommentar.

»Es ist vollkommen richtig von Ihnen gewesen, Mrs. Fedderson, uns darüber zu informieren. Nach allem, was Sie mir berichtet haben, halte ich es für ratsam, wenn Sie diesen Mann wie ausgemacht besuchen und mit ihm sprechen. Dabei können wir gleich feststellen, was für Ziele er damit verfolgt.

Sie werden während Ihrer Begegnung mit ihm fortwährend beschattet, so daß Sie sicher sein können, daß wir über jede Aktion auf dem laufenden sind. Ihnen dürfte dies bestimmt ein gewisses Gefühl von Sicherheit verleihen.«

Ana Fedderson stimmte der Maßnahme des Colonels zu, da sie diese für die vernünftigste Regelung hielt, die getroffen werden konnte.

Sie benutzte gleich die Gelegenheit, um sich nach Joes Befinden zu erkundigen. Seit man ihr gesagt hatte, daß er verletzt im Militär-Krankenhaus liege, hatte sie nichts mehr über den Zustand ihres Mannes gehört.

Der Colonel schwieg eine Weile, ehe er behutsam auf die noch junge Frau einredete. So schonend wie möglich versuchte er ihr zu erklären, daß Joe Fedderson noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit lag, aus der er bisher noch nicht aufgewacht war.

Ob er überhaupt noch mal gesund würde, ließ er sogar dahingestellt…

Die Frau nickte schweigend, während sie sich Mühe gab, daß ihre Stimme nicht versagte.

Niedergeschlagen bedankte sie sich bei dem Colonel und beendete das Gespräch.

Versteinert wie eine Statue saß sie da und ließ den Hörer auf die Gabel fallen.

In Ana Fedderson brach eine Welt zusammen, denn sie war sich dessen sicher, daß Joe nicht mehr lange lebte.

Geraume Zeit saß sie da, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Nach und nach aber besann sie sich ihrer Aufgabe und sah mit erwartungsvoller Spannung der Zusammenkunft mit Morell entgegen.

*

Als Ana Fedderson am nächsten Tag ihren Wagen bestieg, bemerkte sie nicht den unauffälligen Verfolger, der so lange geparkt hatte, bis die Frau des Piloten anfuhr.

Danach setzte sich auch dieses Gefährt in Bewegung und folgte Ana Fedderson so, daß die beiden Männer im Fond hofften, nicht entdeckt zu werden. Doch das erwies sich als Trugschluß. Der Frau fiel nämlich nach einiger Zeit auf, daß ein Auto ihre Spur in eindeutiger Absicht benützte.

Sie mußte ein wenig schmunzeln. Das war also die unauffällig scheinende Bewachung der CIA, die ihr der Colonel am Tag vorher zugesichert hatte.

Den Männern war die Aufgabe zugefallen, Morell und sie zu beschatten.

Als habe sie diese Tatsache gar nicht bemerkt, fuhr Ana Fedderson weiter zu Frank Morells Wohnung.

Was würde sie dort erwarten?

*

Die Agenten vom Geheimdienst saßen ruhig in ihrem Wagen. In ihren Augen mutete das Ganze wie ein Routineauftrag an.

Da dem Fall nichts Ungewöhnliches anzuhaften schien, wähnten sie sich manchmal in Sicherheit und vernachlässigten darüber ihre Aufmerksamkeit.

Inzwischen hatte Ana Fedderson ihren Wagen verlassen und verschwand im Haus, nachdem ihr die Tür geöffnet worden war.

Auch die beiden CIA-Männer hatten einen für ihre Zwecke passenden Parkplatz gefunden. Der Fahrer schaltete den Motor aus und zündete sich dabei die nächste Zigarette an.

Sie saßen wieder eine Weile schweigend da und ließen den Hauseingang nicht aus den Augen. Beide waren ahnungslos und konnten nicht wissen, was ihnen in wenigen Augenblicken bevorstand.

Das Grauen befand sich hinter ihrem Rücken und wartete nur auf die günstigste Gelegenheit. Jetzt war sie gekommen!

*

Mit lautem Krachen brach der Rücksitz auf. Die Köpfe der beiden Männer flogen herum.

Was sie sahen, war so ungewöhnlich und seltsam, daß sie es mit einer gewissen Faszination betrachteten, anstatt an ihre Flucht zu denken.

Der Sitz war wie von einer gewaltigen Macht zerrissen worden. Im Innern davon befand sich ein flaches Wesen, das daraus hervorquoll.

Es schien aus Plasma zu bestehen, denn anders ließ sich seine Elastizität und Flexibilität nicht erklären, es blähte sich indessen auf und wurde immer größer.

Geschickt nutzte es den Überraschungsmoment, und schon bald schien seine Körpermasse den ganzen Raum auszufüllen.

Die beiden Geheimdienstler wollten sich gerade aus dem Wagen stürzen. In diesem Moment erfolgte der erste körperliche Kontakt zu dem Plasmawesen.

Gellend schrien die Agenten auf. Die Stellen, wo sie von dem seltsamen Wesen berührt worden waren, schmerzten höllisch. Es war, als habe man sie dort mit einem heißen Eisen berührt.

Rote Punkte bildeten sich auf der Haut, die immer intensiver zu leuchten begannen und dann Flüssigkeitstropfen absonderten. Doch nicht nur an jenen Körperteilen, wo sie von dem Plasmawesen berührt worden waren, zeigten sich diese Tröpfchen, sondern sie breiteten sich mit rasender Schnelligkeit auf dem ganzen Körper aus. Kurz darauf sahen die Männer aus, als wären sie gerade aus einer Sauna gekommen, wo ihnen mit extrem hohen Temperaturen zugesetzt worden war.

Beide Männer schwitzten eine klebrige Flüssigkeit aus und schienen dabei einiges auszustehen.

Allmählich wurden ihre Konturen nämlich undeutlich und verflüssigten sich.

Übrig blieben nur zwei Wasserlachen, die sich auf dem Boden des Autos sammelten. Nichts erinnerte daran, daß dies zuvor noch zwei Menschen gewesen waren.

Das Plasmawesen wurde nun wieder kleiner und verkroch sich in dem aufgebrochenem Rücksitz. Da es sich beliebig verändern konnte, so daß es ihm sogar möglich gewesen wäre, durch eine Türritze zu kriechen, bereitete ihm dieser Vorgang keine Schwierigkeit.

Nichts ließ darauf schließen – abgesehen von den zerrissenen Sitzen im hinteren Teil des Pkw –, daß sich hier etwas Ungewöhnliches ereignet hatte.

Dennoch war es so, denn zum ersten Mal war die Dämonenpest übertragen worden…

*

Als es bei Frank Morell zur vereinbarten Zeit klingelte, wußte er sofort, daß es sich nur um Ana Fedderson handeln konnte.

Er öffnete die Tür und sah seine Vermutung bestätigt. Eine Frau, schätzungsweise 36 Jahre alt mit brünettem, langem Haar, stand vor ihm.

Aus ihrer Sprache hörte Frank gleich den für Amerikaner typischen Akzent, obwohl sie sich offenkundig bemühte, dies nicht durchklingen zu lassen.

Nachdem sie einige belanglose Worte gewechselt hatten, traten sie

in seine Wohnung ein, wo er ihr einen Platz anbot. Dann erkundigte er sich, ob sie etwas trinken möchte.

»Oh, bitte nichts«, lehnte sie dankend ab.

Frank verzichtete deshalb auch und setzte sich ihr gegenüber.

»Sie sind sehr pünktlich«, eröffnete er das Gespräch. »Als wir gestern telefonisch miteinander sprachen, hatte ich ehrlich gesagt für kurze Zeit das Gefühl, als ob Sie es sich noch anders überlegt hätten und hier doch nicht mehr erscheinen würden.«

»Eigentlich war ich noch unschlüssig«, bekannte sie ebenso offen. »Aber dann entschied ich mich doch dafür, Sie aufzusuchen.«

Die freie, ungezwungene Art Frank Morells, der ihr auf Anhieb sympathisch war, machte es ihr leicht zu reden.

Frank stimmte ihr zu. »Ich kann mir gut vorstellen, in welcher Lage Sie sich momentan befinden. Um so mehr freut es mich, daß Sie doch noch gekommen sind.«

Sie zögerte ein wenig. Offensichtlich wollte sie etwas sagen, konnte sich dazu aber nicht so recht durchringen.

Frank Morell nickte ihr aufmunternd zu.

»Herr Morell«, sagte sie dann schließlich doch, »als Sie mich gestern anriefen, meinten Sie, daß Sie Joe möglicherweise helfen könnten. Wie aber wollen Sie das bewerkstelligen?«

»Nun, ich denke mir, daß Sie zunächst mal von Ihrem Mann berichten, so daß uns vielleicht einige Parallelen auffallen.«

Sie sah ihn verständnislos an. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Könnten Sie mir das genauer erklären?«

Frank lehnte sich in seinem Sessel zurück. Dann versuchte er ihr auseinanderzusetzen, was er mit Übereinstimmung zu anderen, ähnlich gelagerten Fällen meinte.

»Sehen Sie, Mrs. Fedderson, ich verstehe darunter beispielsweise das Bermuda-Dreieck, von dem Sie sicher auch schon gehört haben. Dort verschwinden schon seit Jahrhunderten auf völlig unerklärliche Weise Schiffe, ohne daß sie jemals wiedergesehen wurden. Es sind sogar Fälle bekannt, wo sämtliche Besatzungsmitglieder ihr Schiff verlassen hatten, ohne daß Spuren auf einen überstürzten Aufbruch hindeuteten, wie es eventuell bei einer Katastrophe der Fall gewesen wäre. Führungslos trieben diese Schiffe im Ozean, bis sie eines Tages gesichtet und geentert wurden.

Auf jeden Fall verschwinden dabei Menschen, und dieser Punkt stimmt mich doch recht nachdenklich. Denn in jüngster Zeit begnügen sich diese unheimlichen Mächte nicht nur damit, Schiffe abhanden kommen zu lassen, sondern zwischen den Bermudas werden auch Flugzeuge wie vorn Erdboden verschluckt. Jagdflieger, Transport- und Liefermaschinen, Passagierflugzeuge, Privatmaschinen und selbst ganze Geschwader befinden sich unter den Vermißten!

Doch soweit mir bekannt ist, erstrecken sich solche rätselhaften Vorfälle nicht nur auf das Bermuda-Dreieck. Auch in anderen Bereichen der Welt ereignet sich Ähnliches. Der Unterschied besteht lediglich nur darin, daß davon die Öffentlichkeit weniger erfährt. Dies mag sicher nur in der Tatsache begründet sein, daß so etwas bei den Bermudas am häufigsten geschieht und daß sie sich in dieser Hinsicht einen kaum beneidenswerten Ruf aufgebaut haben.

Da dasselbe aber auch an anderen Orten unserer Welt zu verzeichnen ist, stellt sich einem jetzt die Frage, warum dies nicht auch im Bayrischen Wald vorkommen soll?

Und hier haben wir bereits schon die Parallele zu Ihrem Mann. Das Unglück von Joe Fedderson passierte nämlich unter genau den gleichen Begleitumständen, wie wir es aus den zahlreichen Meldungen der Vermißten vom Bermuda-Dreieck her kennen. Zufall – oder etwa doch nicht? Dies zu klären interessiert mich, da es uns weiterhelfen könnte, und Sie sind diejenige, die es mir sagen könnte.

Sehen Sie, Mrs. Fedderson, es gibt verschiedene Theorien und Vermutungen, die von Wissenschaftlern und Forschern aufgestellt wurden. Die allgemein vorherrschende Meinung besagt, daß für dies alles außerirdische Intelligenzen zur Verantwortung zu ziehen sind, die, sagen wir mal, beobachten oder auch experimentieren möchten.

Dieser These würde auch ich mich gerne anschließen, wenn ich nicht in dieser Beziehung skeptisch geworden wäre. Teils liegt dies auch in meiner eigenen Erfahrung begründet, die ich schon gemacht habe, als ich mit diesem Komplex in Berührung kam.

Ich möchte behaupten, daß es bösartige Mächte gibt, die sich das Ziel gesetzt haben, die Menschen ins Unglück zu stürzen, um sie für irgendwelche finsteren Zwecke zu mißbrauchen. Das Bermuda-Dreieck und all die anderen Landschaften halte ich nur für ein Hilfsmittel dieser Mächte, das ihnen ermöglichen soll, ihre Macht weiter auszubreiten.

Deshalb ist auch der Fall Ihres Mannes für mich so wichtig, Mrs. Fedderson.«

Frank mußte versuchen, Ana Fedderson von seinen guten Absichten zu überzeugen, damit sie ihm Informationen gab, die ihm weiterhalfen.

Denn sie wußte etwas, was sie bislang noch geheim gehalten hatte, dessen war sich Frank sicher. Er besaß dafür ein besonderes Augenmerk.

Ana Fedderson hatte ihm die ganze Zeit über aufmerksam zugehört und schien sich eine eigene Ansicht gebildet zu haben.

Als Frank geendet hatte, nickte sie langsam.

»Ich glaube, Herr Morell, daß Sie recht mit dem haben, was Sie da sagen. Auch ich habe mir hierüber schon Gedanken gemacht und bin

zu demselben Ergebnis wie Sie gekommen.

Seit jener Zeit, wo ich dies erfahren hatte, verspürte ich immer Angst, wenn Joe zu einem Einsatz beordert wurde. Ich habe es geahnt.«

Fast tonlos kamen die letzten Worte über ihre Lippen.

Im gleichen Moment wurde Frank hellhörig.

»Was haben Sie damals erfahren, Mrs. Fedderson?« hakte er sofort nach, der dies in keinen rechten Zusammenhang bringen konnte.

Sie sah ihn längere Zeit prüfend an und schien dabei durch ihn hindurchzusehen. Sie überlegte sich, inwieweit sie Morell vertrauen konnte, wenn sie ihn in ein Geheimnis einweihte, über das sie noch nicht mal mit ihren engsten Bekannten gesprochen hatte.

Als sie glaubte, es wagen zu können, erklärte sie es Frank endlich.

»Sie müssen wissen, Herr Morell, daß mein Mann im Bermuda-Dreieck vor Jahren als Pilot einer Suchstaffel für verschwundene Schiffe oder Flugzeuge eingesetzt worden ist!«

*

»Habe ich Sie recht verstanden?« vergewisserte sich Frank Morell, der im ersten Moment nicht richtig glauben wollte, was er gehört hatte.

Ana Fedderson nickte. »Ja, so ist es. Er und seine Kameraden wurden mit der Aufgabe betraut, nach jenen vielen Vermißten zu suchen, von denen Sie eben berichteten, Herr Morell. Von dem, was dabei eines Tages aber mal passiert sein muß, habe ich Ihnen noch gar nichts gesagt. Was dort genau vorgekommen war, weiß ich natürlich auch nicht, da ich es nur aus Joes Gerede rekonstruieren konnte, aber es muß etwas Unfaßbares, Unheimliches gewesen sein. Sie sind der erste Mensch, dem ich dies anvertraue.

Einmal wurde er wieder für einen dieser Einsätze herangezogen. An diesen Tag kann ich mich noch so genau erinnern, als wäre es erst gestern gewesen. Es schien ein ganz gewöhnlicher Auftrag zu sein, wie er ihn schon unzählige Male zuvor erfüllt hatte. Und doch sollte er nicht so wie sonst verlaufen.

Während des Fluges muß ihm dann irgend etwas zugestoßen sein, denn er wurde längere Zeit überfällig. Man wollte von der Flughafenleitung schon eine Suchmannschaft nach ihm aussenden, als er wieder zurückkam, völlig abgekämpft und erschöpft. Als man ihn fragte, was los gewesen sei, gab er darauf nur spärliche Antworten. Er konnte sich beim besten Willen an nichts mehr erinnern.

Seitdem aber wachte er nachts manchmal schreiend und schweißgebadet auf, als fürchte er sich vor etwas.«

Sie stockte kurz, Frank schien es dabei so, als würde sie alles, was

sich damals ereignet hatte, noch mal durchleben.

»Mit flüsternder, kaum wahrnehmbarer Stimme erzählte er von unheimlichen, furchteinflößenden Dingen, die sich auf dem Meeresgrund befanden.«

»Haben Sie ihn daraufhin angesprochen, Mrs. Fedderson?«

»Ja«, meinte sie dann zögernd. »Aber es war seltsam. Auch an das, was er während des Schlafes redete, schien er jegliche Erinnerung verloren zu haben. Er fühlte sich nur morgens, wenn er wieder aufwachte, unerklärlich müde.«

»Können Sie sich noch an Einzelheiten von dem, was er sagte, erinnern? Könnten Sie es beschreiben?«

»Sehr gut sogar. Denn das, wovon er berichtete, war so ungewöhnlich, daß es sich mir leicht einprägte. Wenn man darüber nachdenkt, könnte man fast meinen, daß er von einer anderen Welt sprach.

Es gibt dort unheimliche Städte, die mit bizarren Zyklopenbauten angefüllt sind. Ein merkwürdiges, gedämpftes Licht herrscht, eine Art von Dämmerschein, der drohend wirkt. Diese Städte wären auch von Leben erfüllt, was zwischen den fremdartigen Türmen und Gassen zu finden war. Der größte Teil der Bevölkerung besteht aus Wesen, die einen massigen, von Schuppen bedeckten Körper haben, der nach unten hin kegelförmig wird und in breiten Füßen endet. Diese Geschöpfe, die dem Alptraum eines Verrückten entsprungen zu sein scheinen, bewegen sich in einem typischen Watschelgang. Joe nannte sie mal Taahks, ein komischer Name…

Das Besondere an ihnen war, daß sie ihre Körperstruktur verformen konnten, so daß es ihnen möglich war, überall hinzukommen, ohne daß es ihnen größere Schwierigkeiten bereitet hätte.

Diese Taahks gehorchen einem Herrscherpaar, Pulmirol und Szunta. Immer wenn die beiden Wesen für die Taahks Aufträge hatten, versammelten sie sich auf einem großen Platz, der sich genau in der Mitte dieser Städte befand. Dort erteilten sie dann ihre Befehle, und die Taahks, die das Volk von Pulmirol und Szunta sind, kommen diesen Instruktionen willig nach, gleich, was immer es auch sein mochte, das ihnen befohlen wurde.

Manchmal feiern diese düsteren Gestalten auch Feste, in deren Mittelpunkt meist eine Teufelei steht. Angeblich sollen auch Menschenopfer zugunsten einer Dämonengöttin geopfert werden, deren Tod der Höhepunkt des Festes darstellt. Das ist alles, was ich über Joes Träume weiß.«

Als sie endete, kehrte Frank nur langsam in die Realität zurück. Der Bericht der Frau hatte ihn so fasziniert, daß er sich kurz in jene Städte versetzt glaubte.

Gleichzeitig wurde ihm dabei auch klar, daß diese Orte Ausgangspunkte für eine Bedrohung werden konnten.

»Konnten Sie später eine Veränderung in dem Verhalten ihres Mannes feststellen?« Für Morell war diese Frage wichtig, denn daran ließ sich ableiten, ob Joe Fedderson von den Wesen, die er im Schlaf beschrieben hatte, auch beeinflußt worden war.

»Nach jenem Flug über das Bermuda-Dreieck hat er sich verändert, das stimmt. Er wurde sensitiver und beschäftigte sich auch ein wenig mit Magie.

Er war auch der Meinung, daß es auf dem Meeresgrund versunkene Städte und Erdteile gibt, die eines Tages wieder auftauchen. Dafür würden die heutigen Kontinente in den Fluten versinken. Wenn auf diesen Punkt die Sprache kam, dann wurde er fast schon fanatisch. So sammelte er auch Beweise für seine These. Er hielt zum Beispiel die Naturkatastrophen, die sich seit einiger Zeit ereignen, als deutliches Indiz und Bestätigung für seine Vermutung. Er glaubte auch daran, daß die Erdbeben, Überschwemmungen und Wirbelstürme noch stärker werden würden, bis einmal, in nicht allzu ferner Zukunft, der Zeitpunkt gekommen sei.

Alle seine Beweise hatte er in einem Tagebuch niedergelegt, das er seitdem begonnen hatte. Diese Aufzeichnungen versteckte er sorgfältig, so daß noch nicht mal ich darin Einblick nehmen konnte.

Ich habe mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen, warum er so geworden war, aber ich bin nie zu einem schlüssigen Ergebnis gekommen.

Möglicherweise mochten das alles nur Wahnvorstellungen sein, obgleich er sonst vollkommen normal wirkte.

Es kann aber auch sein, daß er Dinge ahnte, von denen jeder andere Mensch nichts wußte. Dafür würde eigentlich sprechen, daß er sensibler geworden war und sich immer mehr in sich zurückzog.«

Frank nickte. Mit Ähnlichem hatte er gerechnet. Joe Fedderson war nicht mehr derselbe gewesen, der er mal war. Seine Psyche war verändert worden. Er wußte etwas, konnte es jedoch nicht seiner Umwelt mitteilen.

Trotzdem war es ihm gelungen. Er hatte ein Tagebuch angelegt, worin er wahrscheinlich all seine Ängste, Spekulationen und auch Erlebnisse niedergelegt hatte.

Wenn Frank darin Einblick nehmen konnte, würde es ihm eventuell möglich sein, auch noch den Rest zu erfahren. Dann wäre Joe Fedderson damit gedient, da es Frank dann möglich gewesen wäre, an der richtigen Stelle zu helfen, also auch ihm selber. Denn dann wäre es Frank Morell auch gleichzeitig möglich gewesen, die Gefahr, die ganz offensichtlich von den Taahks und deren Herrscherpaar drohte, abzuwenden.

Allerdings wußte er auch, daß sein Verlangen unverschämt anmuten mußte.

»Mrs. Fedderson, Sie sprachen eben von einem Tagebuch, das ihr Mann geführt hat seit jenem Vorfall. Vielleicht wäre es möglich, das Leben Ihres Gatten zu retten, wenn ich die geheim gehaltenen Aufzeichnungen mal sehen könnte. Er mußte etwas gesehen, gehört oder gefühlt haben, was er anderen nicht sagen konnte, weil er daran gehindert wurde. Ich weiß, daß meine Bitte für Sie ziemlich ungewöhnlich sein muß, aber ich benötige sein Tagebuch, wenn ich in dieser Geschichte noch etwas verhindern will, das unweigerlich auf uns zukommt.«

Ana Fedderson sah ihn an und dachte längere Zeit über sein Anliegen nach. Aber sie schien sich nicht sicher zu sein, wie sie entscheiden sollte. Sie wirkte ratlos.

»Sie haben damit ein Problem angeschnitten, Herr Morell. Es ist nämlich so, daß ich, wie bereits schon angedeutet, selbst nicht darüber orientiert bin, wo Joe dieses Tagebuch versteckt hat. Darüber hat er sich nie mir gegenüber ausgelassen, und ich wollte ihn auch nicht drängen, es mir zu zeigen.

Andererseits ist es auch so, daß ich nicht weiß, ob es in Joes Sinn wäre, wenn Sie es bekämen. Dies soll sicher keine Spitze gegen Sie sein, Morell, aber es ist nun mal so, daß wir uns erst sehr kurz kennen und ich auch nicht weiß, ob ich Ihnen Derartiges gleich geben kann. Joe hat das Buch immer wie ein kleines Heiligtum behandelt.

Sie werden also sicher verstehen, wenn ich mir das noch mal reiflich überlege, ehe ich diesen Schritt unternehme.«

Frank verstand. Eigentlich hatte er auch nicht damit gerechnet, eine Zusage zu bekommen, dazu schienen die Aufzeichnungen von Joe Fedderson zu wertvoll für dessen Frau zu sein.

Er war auch keineswegs darüber enttäuscht, denn wenn er Glück hatte, würde er vielleicht doch noch in den Besitz jenes kostbaren Tagebuches kommen. Dann nämlich, wenn ihn Ana Fedderson für vertrauenswürdig genug hielt, um ihm dies zu überreichen.

Bis dahin blieb ihm nichts anderes übrig, als vom Hintergrund aus zu beobachten, um notfalls einzugreifen, wenn was geschehen sollte.

»Ich glaube, daß dieser Meinungsaustausch für beide Seiten recht interessant war. Wenn Sie aber jetzt noch etwas erledigen wollen, so möchte ich Ihnen dabei nicht länger im Weg stehen, Mrs. Fedderson«, bedankte sich Frank für das Gespräch mit ihr.

Als sie auf ihre Uhr schaute, schien sie zu erschrecken. »Es ist später geworden, als ich gedacht hätte. Aber ich bin auch froh darüber, mich mit Ihnen mal unterhalten zu haben.«

Sie stand auf, Frank – der sich an diesem Nachmittag frei genommen hatte – erhob sich ebenfalls. Er half ihr noch in den Mantel

und begleitete sie bis zur Tür.

»Hoffentlich ist es nicht schon dunkel geworden«, meinte sie.

»Es beginnt bereits zu dämmern, würde ich sagen.«

Frank schaute aus seinem breiten Fenster im Wohnzimmer, von wo aus er einen herrlichen Blick über die Großstadt hatte. Besonders abends, wenn die vielen Lichter eingeschaltet waren, kam dies voll zur Geltung.

»Ich rufe Sie an, Mr. Morell, wenn ich mich entschieden habe«, verabschiedete Ana sich von ihm. Als Frank dies auch getan hatte, blickte er ihr noch nach, bevor er die Tür schloß.

Etwas lag in der Luft, das ahnte er. Die Dinge entwickelten sich von ganz allein, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, darauf Einfluß zu nehmen. Möglicherweise war es das, was ihn störte.

*

Mit sorgenvoller Miene fühlte Dr. Brown den Pulsschlag seines Patienten. Nur noch schwach war das Pulsieren des Blutes bemerkbar. Auch Feddersons Herzton war unregelmäßig und hatte sich auf besorgniserregende Art verschlechtert.

»Es sieht nicht gut aus«, meinte er zu seinem jüngeren, neben ihm stehenden Kollegen, als er die Untersuchung abschloß.

»Was halten Sie davon, Dr. Ferry?«

Der jüngere Arzt, der den Chef der Klinik auf seiner Visite neben zwei Krankenschwestern begleitete, überlegte zunächst bedächtig, ehe er antwortete.

»Auch unsere medizinische Kunst muß mal resignieren. Dieser Fedderson scheint zwar für die CIA und die Air Force ein wichtiger Mann zu sein, aber auch wir können keine Wunder vollbringen. Seit seiner Einlieferung ist er noch nicht aus dem Koma erwacht. Hinzu kommt nun auch noch eine drastische Verschlechterung, Puls und Atmung werden schwächer.

Wenn ich ehrlich bin, dann glaube ich kaum, daß er noch mal das Bewußtsein wieder erlangen wird…«

Dr. Brown hörte sich die Diagnose seines jüngeren Mitarbeiters aufmerksam an, da er viel auf die Meinung seiner Untergebenen hörte. Er pflegte zu ihnen einen freundschaftlichen Kontakt, was ihm natürlich hoch angerechnet wurde, da er gar nicht in das Bild eines autoritären Vorgesetzten passen wollte.

»Ich muß Ihnen leider recht geben. Schwester, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Mrs. Fedderson schonend darauf vorbereiten würden. Sie möchte ihn bestimmt noch mal sehen.«

Dr. Brown hatte sich damit an die ältere, erfahrenere Krankenschwester gewandt, die für solche Mitteilungen gegenüber den

Angehörigen das nötige Taktgefühl besaß.

*

Als Ana Fedderson wieder in ihrer Wohnung ankam, setzte sie sich erschöpft auf einen Stuhl. Dort entspannte sie sich für mehrere Minuten, bis sie meinte, wieder einigermaßen erholt zu sein.

Die Aufregung und der Tumult der letzten Zeit hatten sie mitgenommen. Mehr noch, als sie sich selber eingestehen wollte, denn sie gehörte zu den Menschen, die nicht so schnell aufgaben. Aber diese Strapazen waren über ihre Kräfte gegangen.

Während sie sich auf diese Weise ausruhte, überdachte sie noch mal ihre Begegnung mit jenem Mann, der voller Geheimnisse zu stecken schien und eine bewundernswerte Persönlichkeit verkörperte – Frank Morell.

Er hatte sie darum gebeten, ihm das Tagebuch von Joe auszulernen, und anscheinend war ihm dieses Anliegen selbst unangenehm gewesen. Er gehörte offensichtlich nicht zu denjenigen Leuten, die gern in persönlichen Aufzeichnungen anderer herumstöberten, nur um damit ihre Neugierde zu befriedigen. Für ihn ging es hier um mehr.

Er hatte zwar nur Andeutungen gemacht, doch nach allem, was Ana Fedderson gehört hatte, glaubte sie sagen zu können, daß er damit etwas meinte, was für einen normalen Menschen unbegreiflich sein mußte.

So unbegreiflich wie eine andere Welt oder eine andere Dimension. Das Reich der Finsternis.

Sicher hätte sie ihn gern bei seinem Unterfangen unterstützt, der sich dem, was auf sie zukam entgegenstellte, aber sie kannte nicht den Ort, wo Joe dieses Tagebuch aufbewahrt hatte.

In diesem Punkt war er sehr seltsam und verschroben gewesen, sogar seiner Frau gegenüber.

Ana Feddersons Gedankengänge wurden jäh unterbrochen, als sich das Telefon meldete.

Sie stand von ihrem Sitzplatz auf und ging zum Apparat. Als sie den Hörer abhob, vernahm sie eine Stimme, die von einer Frau stammte. Sie rief aus dem Krankenhaus an, in dem auch Joe lag und redete ruhig auf Mrs. Fedderson ein.

»Mrs. Fedderson, der Zustand Ihres Gatten hat sich weiterhin verschlechtert. Es tut mir leid, Ihnen das zu sagen, aber wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.«

Sie stockte kurz, bevor sie mit viel Einfühlungsvermögen in den Zustand, in dem sich Ana Fedderson befinden mußte, weitersprach.

»Ich wollte mich daher bei Ihnen erkundigen, ob Sie Ihren Mann

noch mal besuchen wollen…?«

Für die attraktive Amerikanerin bestätigte sich eine schon lange währende schreckliche Ahnung, die nun endgültig zur Gewißheit wurde.

»Ich werde schnell kommen«, versprach sie der Krankenschwester am anderen Ende der Leitung.

*

Dr. Brown erschien in der Vorhalle und begrüßte Ana Fedderson.

Bei ihm handelte es sich schon um einen älteren Herrn, der aber jünger aussah, als er war. Ana Fedderson schätzte ihn auf 60 Jahre.

Dr. Brown war schlank und wirkte noch erstaunlich elastisch. Allerdings waren auch nicht die ersten grauen Haarsträhnen zu übersehen, die sein schütteres Haar durchzogen.

Er schien ein ernster, nachdenklicher Mann zu sein, der sich nach außen hin fröhlicher gab, als er war.

Sie tauschten einige Höflichkeitsworte miteinander, bevor Ana Fedderson zum eigentlichen Anliegen ihres Besuches kam.

Brown bemühte sich, der Frau gegenüber nicht seine Besorgnis über das Befinden ihres Mannes anmerken zu lassen.

»Wissen Sie, noch besteht Hoffnung«, sagte er, obwohl er nur zu gut wußte, daß die Chancen für Joe Feddersons Genesung ungleich schlecht standen.

Die Frau nickte stumm, beinahe verständnisvoll. Dr. Brown fragte sich, ob sie wohl seine kleine Unwahrheit bemerkt hatte.

»Ich verstehe, Doktor.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich Sie begleiten, Mrs. Fedderson«, erbot er sich.

Sie nickte. »Danke, Dr. Brown.«

Gemeinsam und schweigend gingen sie durch die langen Gänge des Krankenhauses. Das einzige, was zu hören war, war das Auftreten ihrer Schuhe auf dem glatten, harten Boden.

Nur ab und zu im Hintergrund war die für eine Klinik typische Geräuschkulisse zu vernehmen.

Über ihnen leuchtete hell das kalte Licht der Neonröhren, die auf den Decken angebracht worden waren. Dann öffnete Brown die Tür zu einem Zimmer und ließ die Frau eintreten. Nichts hatte sich hier verändert, seitdem Dr. Brown diesen Raum verlassen hatte.

Dort der bisher unbenutzt gebliebene Tisch mit Stühlen und weiter rechts von ihm entfernt das Bett, in dem der schwer atmende Joe Fedderson zu sehen war. Ihn hatte man mit einigen Infusionen verbunden, die ihm seine Lebensenergie zurückgeben sollten.

Die Frau des Schwerverletzten trat leise an das Bett heran, in dem

ihr Mann lag. Dann nahm sie sich den Stuhl, der da stand, und setzte sich darauf.

Joes Augen waren geschlossen, fast schien es, als würde er nur schlafen, doch in Wahrheit war es tiefe Bewußtlosigkeit.

»Joe, kannst du mich hören? Kannst du mir antworten?« Behutsam und eindringlich redete Ana auf ihn ein, ohne dabei jedoch einen Erfolg zu erzielen.

»Mrs. Fedderson, ich glaube, daß es sinnlos ist, was Sie da versuchen«, machte sich der Arzt bemerkbar, der noch nicht gegangen war.

»Dies ist ja gerade unser Problem. Wenn es uns gelänge, ihn wieder zu Bewußtsein zu bekommen, dann hätte er bereits das Schlimmste überwunden. Wenn Sie dies dennoch schaffen würden, grenzte das fast an ein Wunder.«

»Dr. Brown, ich möchte es trotzdem versuchen. Sie mag das sicher unverständlich anmuten, rein vom medizinischen Standpunkt her betrachtet, aber vielleicht ist es mir dennoch möglich, ihn zum Sprechen zu veranlassen.«

Der Arzt nickte verständnisvoll.

»Sie können solange bleiben, wie Sie wollen. Sie müssen mich aber nun entschuldigen, denn ich habe noch andere Fälle.«

Damit verließ er das Zimmer und schloß die Tür. Ana und ihr Mann waren allein.

Wieder versuchte sie ihn dadurch, daß sie zu ihm sprach, zu einer Reaktion zu bewegen. Doch so sehr sie sich auch bemühte – die Methode zeigte einfach keinen Erfolg.

Sie überlegte, ob sie aufgeben sollte, da ja doch alle Versuche in dieser Richtung nutz- und wirkungslos waren.

Spontan kam ihr eine Idee. Vielleicht war sie die einzige Möglichkeit, überhaupt etwas zu erreichen.

Wenn Joe schon fortwährend immer im Schlaf von bestimmten Dingen gesprochen hatte, dann war dies vielleicht eine Chance, ihn dadurch anzusprechen.

Sie zögerte noch ein bißchen und überdachte, ob ihre Handlungsweise richtig war, dann nannte sie entschlossen die ersten Namen.

»Pulmirol, Szunta, Taahks, Bermudas!«

In der gleichen Reihenfolge wiederholte sie es immer wieder und das fünf Minuten lang. Fast wollte sie schon aufgeben und sich mit dem abfinden, was Dr. Brown gesagt hatte, als sie eine schwache Stimme hörte, die aus unendlicher Ferne zu sprechen schien. Sie nannte ihren Namen: Ana!

Joe Fedderson, ihr Mann, hatte die Augen aufgeschlagen und blickte sie starr an! Dabei hatte er undeutlich ihren Vornamen

ausgesprochen. Ein Wunder, wie es der Doktor vorhin erklärt hatte!

Sie griff nach seiner suchenden Hand und umschloß sie beruhigend. Aber die Kälte, die von ihr ausging, störte sie.

Auch sein geistesabwesender Blick wollte nicht so recht ins Bild passen.

Er erweckte den Eindruck, als befände sich Joe in Trance oder würde vielleicht die Bilder einer anderen, grauenerregenden Welt schauen.

Es dauerte seine Zeit, bis der Flieger seine Kräfte einigermaßen gesammelt hatte. Dann begann er mit leiser Stimme zu berichten…

*

»Die Stadt der Monster ist grausam und widernatürlich«, flüsterte Joe. »Dort gibt es viele Ungeheuer, die man gar nicht hinreichend beschreiben kann, um von ihnen ein reales Bild anderen zu vermitteln. Manche von ihnen sind groß wie Türme, andere hingegen muten wie kleine häßliche Zwerge und Gnome an.

Einige unter ihnen sind nur zuckende Gallertmassen, die alles ähnlich wie Quallen verschlingen können. Wer in ihren Bann gerät, muß die schmerzvollsten Leiden ausstehen, bevor sie ihn töten.

Doch nicht nur das. Sie können sich auch verändern, ihren Körper anderen Dingen anpassen, so daß sie eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Original aufweisen.

So wäre es durchaus möglich, daß einige sich von ihnen zu Menschen wandeln und von der Schwarzen Tiefe her eine Invasion auf die Erde starten. Nichts würde sie rein äußerlich von einem Durchschnittsbürger unterscheiden. Erst wenn sie zuschlügen, würden sie ihre wahre Identität zu erkennen geben.

Es würde für die Menschheit ein böses Erwachen geben.«

Joe stockte und schien neue Energie zu sammeln, ehe er weitersprach. Diese Pause nutzte seine Frau geschickt, indem sie schnell eine Zwischenfrage anbrachte.

»Joe, wo gibt es diese Geschöpfe? Wo leben sie? Und wieso weißt du von dem allem?«

Es verstrich eine kurze Zeitspanne, als er ihr antwortete.

»Sie…?« Dabei schien er diesem Wort nachzulauschen. »Sie, diese unfaßbaren, unbegreiflichen Bestien – sie leben in der Schwarzen Tiefe. Einst hatten sie ein Herrschaftsreich über die Erde ausgebreitet. In dieser Zeit herrschte nur das absolute Grauen, nur wer sich Rha-Ta-N'my oder Molochos verschrieb, hatte eine Chance, am Leben zu bleiben.

Doch dann kam auch für sie die schicksalhafte Stunde. Der Zeitpunkt ihres Untergangs war gekommen.

Doch sie waren nicht tot! Seitdem führen sie ein Schattendasein in der Schwarzen Tiefe und schworen sich, erneut zurückzukehren, wenn es soweit sei. Bald, bald wird es soweit sein.

Und ihre dämonischen Schergen werden die Erde überfluten. Sie werden die Dämonenpest verbreiten und nur die am Leben lassen, die ihnen von Nutzen sind. Wie einst vor langer Zeit.«

Ana Fedderson fiel es sichtlich schwer, das, was ihr Mann da erzählte, zu glauben. Diese Geschichte war so unwahrscheinlich und phantastisch, daß sie sie eigentlich nur seiner Fieberphantasie zuschreiben konnte. Eine andere Möglichkeit kam nicht in Betracht.

Trotzdem hatte sie die Neugierde gepackt. Sie wollte wissen, wie er an dieses Wissen gekommen war. Schließlich konnte ja doch etwas der Wahrheit entsprechen.

Sie wiederholte noch mal eine entsprechende Frage, um von Joe darauf eine Erwiderung zu bekommen.

Allerdings konnte sie auch sehen, wie ihn das Sprechen sichtlich verausgabt hatte. Er würde nicht mehr viel Kraft dazu aufbringen können, um ihr mehr von jener mysteriösen Stadt in der Schwarzen Tiefe zu erzählen.

»Ich… ich war selbst dort unten. Hab' alles gesehen und erlebt… nur niemand etwas davon berichtet… hatte Angst.« Seine Sätze wurden abgehackter und waren schwerer zu verstehen. Ana Fedderson mußte sich herunterbeugen, um seine Worte besser hören zu können.

»Hab' auch ein Tagebuch davon angefertigt… darin über alles, was ich dort unten gesehen habe, geschrieben und es sorgfältig verwahrt. Nicht mal du durftest es sehen… ich mußte es davor schützen, daß es in falsche Hände gelangte.«

Die Frau wurde stutzig. Joe hatte soeben von dem Tagebuch geredet, das sie suchte. Wenn sie es lesen würde, konnte sie sicher genauer erklären, was sich wirklich in dieser Stadt zugetragen hatte. Und ob das, was Joe eben gesagt hatte, nur Fieberträume waren – oder ob es stimmte.

»Wo liegt das Buch, Joe?« wollte sie eindringlich von ihm wissen.

Er sah sie längere Zeit an, dann öffnete er seine Lippen und sagte es ihr. Er war kaum noch zu verstehen, so undeutlich war seine Stimme jetzt geworden. Dennoch glaubte Ana nun den Ort zu kennen, wo er seine Aufzeichnungen aufbewahrt hatte.

»Aber Ana, ich muß dich warnen, keinen Blick hineinzuwerfen«, machte er sich noch mal bemerkbar. »Wer weiß, was darin geschrieben steht, schwebt ständig in Lebensgefahr. Die Monster kennen kein Erbarmen!

Ich bitte dich, es umgehend zu verbrennen, ohne es zu lesen. Dies ist nur zu deinem Besten. Ansonsten…«

Joe Fedderson schwieg, seine Augen schlossen sich. Ana, die noch

etliche Fragen auf der Zunge hatte, die sie beantwortet wissen wollte, merkte, daß ihr Mann nicht mehr ansprechbar war.

»Joe…« Sie versuchte ihn zu einer Regung zu veranlassen, doch nichts gelang ihr. Joe hatte sein Bewußtsein verloren…

Ana wußte, daß es zwecklos war, wenn sie versuchte, ihn noch mal anzusprechen. Er würde sie nicht mehr hören.

Mrs. Fedderson hielt sich noch eine Stunde im Zimmer ihres schwerverletzten Mannes auf und beobachtete ihn. Anscheinend blieb sein Zustand gleich, ohne eine Besserung oder Verschlechterung, die eingetreten wäre.

Während dieser Zeit sinnierte sie darüber nach, ob sie Joes Tagebuch vernichten sollte. Sie kämpfte mit sich selbst, doch dann entschied sie sich dafür, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, wie er es ihr aufgetragen hatte.

Als sie das Krankenhaus verließ, verzichtete sie darauf, noch mal mit dem Doktor zu reden.

Als sie die Treppen zur Klinik hinunterschritt, atmete sie die kühle Abendluft ein.

Der Himmel war klar und nicht bewölkt, so daß man die Sterne sehen konnte. Es war wenige Minuten vor 23 Uhr.

Ana stieg in ihren Wagen und fuhr Richtung Wiesbaden, wo sich ihre Wohnung befand. Dabei ahnte sie jedoch nicht, daß sie die ganze Zeit über von einer Gestalt beobachtet wurde, die sich vom dunklen Hintergrund der Nacht kaum abhob.

Dieser Beobachter fiel besonders durch einen roten Anzug auf, den er trug, der allerdings mit der Dunkelheit verschmolz, so daß man die Gestalt kaum sehen konnte.

Als das Auto mit Ana Fedderson am Steuer losfuhr, setzte sich auch dieser Mann in Bewegung. Er tat es, indem er einfach durch die Lüfte flog, als bereite ihm die Erdanziehung keinerlei Schwierigkeiten.

Dieser fliegende Mensch war niemand anders als Mirakel.

*

Frank Morell hatte sich vorgenommen, Ana Fedderson fest im Auge zu behalten, da sie zu einer Art Schlüsselfigur geworden war. Wenn er hier weiterkommen wollte, dann war es nur durch sie möglich.

Schon kurz nach seiner Unterredung mit ihr hatte er sich schnell in Mirakel verwandelt. Dann folgte er ihr bis zu ihrer Wohnung in Wiesbaden.

Mirakel hatte schon erwartet, daß sich in dieser Nacht nicht mehr viel ereignete, doch das hatte sich als eine Täuschung erwiesen. Denn es dauerte auch nicht lange, als der Anruf vom Krankenhaus kam und

Mrs. Fedderson zum zweiten Mal ihre Wohnung verließ, um ihren Mann noch mal zu besuchen.

Als sie im Krankenhaus ankam, wurde seine Geduld erneut auf eine harte Probe gestellt, doch nach zwei Stunden hatte sie endlich wieder das Hospital verlassen.

Mirakel spürte, daß noch mehr geschehen würde und beschloß, ihr wiederum zu folgen.

Unter ihm fuhr wie im Zeitlupentempo der Pkw von Ana Fedderson. Mirakel verlor ihn nicht aus seinem Blick. Jederzeit konnte das Böse losschlagen – es würde sich nur noch um Stunden handeln…

*

»Gleich ist es soweit. Dann haben wir es geschafft. Unsere Kollegen werden uns dann ablösen.« Der Mann, der das sagte, war ein amerikanischer Soldat, der zusammen mit einem Kameraden den Hangar bewachte. Ihre Aufgabe war es, darauf zu achten, daß niemand unbefugt sich zu diesem Raum Zutritt verschaffte. Es würde sich nur noch um einige Minuten handeln, dann würden sie von diesem ereignislosen Auftrag erlöst werden.

»Möchte nur wissen, was an dem Haufen Blech noch so wertvoll ist, daß man es für nötig hält, das Zeug zu bewachen«, fluchte der eine von beiden.

»Eigentlich hast du ja recht«, ließ sich nun endlich sein Begleiter vernehmen. »Aber das Zeug stammt doch von der Maschine, die unter solch rätselhaften Umständen verschwand. Der Untersuchungsausschuß will sie in den kommenden Tagen unbedingt noch näher prüfen.«

»Sollen sie doch ruhig, aber ohne uns dabei auf Patrouille zu schicken. Oder wärst du, Poul, jetzt nicht auch lieber zu Hause und würdest schlafen, lesen oder was immer?«

Poul nickte. Aber er erwiderte nichts darauf. Er kannte Hardy gut, da sie schon längere Zeit miteinander befreundet waren. Wenn ihm was nicht paßte, dann maulte er drauflos. Allerdings wurde er versöhnlicher, wenn man ihm nach dem Dienst einen ordentlichen Drink spendierte.

Poul schaute auf seine Armbanduhr. In zehn Minuten war Wachablösung. Eine relativ kurze Zeitspanne. Und es war unwahrscheinlich, daß ausgerechnet während dieser Frist noch etwas Gravierendes geschah.

Doch in diesem Punkt hatte sich Poul verrechnet. Er würde es schon kurz darauf selbst zu spüren bekommen. Noch aber war er ahnungslos.

*

Der Hangar, in dem das, was von der Kampfmaschine übrig geblieben war, gelagert wurde, war schwach beleuchtet.

Das Licht reichte gerade dazu aus, um die Szene, die sich bot, wahrzunehmen. Es handelte sich um ein Dämmerlicht, das man eigentlich nur nach einigen Anstrengungen durchdringen konnte, bis sich die Augen den Lichtverhältnissen angepaßt hatten. Erst dann war es auch möglich, einzelne Teile des einstigen Flugzeuges zu erkennen.

Keiner maß dem hier noch eine rechte Bedeutung bei. Und erst recht nicht die beiden Soldaten, die draußen vor dem verschlossenen Hangar postiert worden waren und den Überresten der Kampfmaschine sowieso nicht mehr all zuviel Beachtung schenkten.

So war es auch nicht sonderlich verwunderlich, daß kein Mensch bemerkte, was hier geschah. Die Stunde der Unheimlichen war gekommen…

Der Rumpf der Maschine war nach der Bruchlandung fast völlig intakt geblieben. So hatte auch der vordere Teil und hiervon insbesonders das Cockpit noch verhältnismäßig wenig abbekommen. Dennoch waren in den Panzerglasscheiben Sprünge zu sehen, die sich wie ein Spinnennetz über die ganze Sichtscheibe erstreckten.

Das Innere des Pilotenraumes war weitgehend unversehrt geblieben, wenn man von der erschreckenden Unordnung absah, die darin herrschte. Sie drängte einem den Vergleich mit einem Hurrikan auf, der getobt hatte.

Der geräumige Hangar war bis auf die Wrackteile leer.

Hier hatten nur diejenigen Zutritt, denen dies ausdrücklich von der CIA oder der Air Force genehmigt wurde. Diese Bestimmung galt auch für die Wächter. Und alles andere, was sich gegen diese Order richtete, war streng untersagt. Bei der zuständigen Behörde nahm man seine Aufgabe sogar so ernst, daß man die Türen zu der Halle mit Alarmanlagen versehen hatte, die jeden sofort melden würden, der hier ohne Befugnis eindrang.

Trotzdem – obwohl sich offenbar niemand hier befand – regte sich im Flugzeug selbst etwas. Man konnte nichts näher beschreiben, weil es sich noch nicht gezeigt hatte. Man wußte nur, daß es da war. Und auch ein Gefühl der Angst lag in der Luft, die jenes unbekannte Ding auszustrahlen schien.

Plötzlich hörte man leises Krachen und Bersten, wie wenn eine unbekannte Macht ungeheuren Druck gegen die Innenwand des Cockpits ausübte.

Diese Vermutung bestätigte sich schon kurz darauf, als die Verkleidung der Rückwand der Belastung nicht mehr länger widerstand und förmlich platzte.

Aus der entstandenen Öffnung trat eine quallige Masse hervor, die sich wie Brei im Cockpit ausbreitete. Es gelang ihr sogar, sich ganz dünn zu machen, um selbst durch kleine, kaum erkennbare Ritzen kriechen zu können und auf diese Weise das Cockpit zu verlassen.

Anscheinend aber hatte Joe Fedderson von seinem verhängnisvollen Flug nicht nur eines dieser Plasmawesen mitgebracht, sondern davon schien es noch mehrere in der Maschine zu geben. Jetzt nutzten sie die Gelegenheit, denn es war dunkel. Und die Nacht war schon stets der Verbündete der Taahks gewesen.

Als sich die unheimlich anmutende Gestalt von der Maschine entfernt hatte, machten sich nun noch mehr davon bemerkbar.

Der gepolsterte Sitz barst auseinander. Es sah aus, als hätte ihn jemand mit einem scharfen Messer bearbeitet und aufgeschlitzt.

Schon kurz darauf zeigte sich auch schon das, was sich darunter verborgen gehalten hatte. Zwei sich vollkommen gleichende Plasmawesen schoben sich aus ihrem bisherigen Versteck heraus und nahmen denselben Weg, den kurz zuvor noch ihr Artgenosse gewählt hatte, der draußen auf dem Hangarboden auf sie wartete.

Dieser hatte sich inzwischen in ein flaches Gebilde umgewandelt und lag dort ausgebreitet wie eine große Matte.

Das ganze Geschehen hatte sich beinahe mit unheimlicher Lautlosigkeit abgespielt, wenn man von dem Lärm absah, der verursacht worden war, als sie sich gewaltsam aus ihren Verstecken befreit hatten.

Die zwei anderen Plasmawesen, die neu hinzugekommen waren, hatten jetzt ebenfalls den Boden erreicht und ihre Körpermaße dem des ersten Taahk angepaßt.

Sie sahen aus wie drei große Flecken. Der Unterschied bestand nur darin, daß diese Dinger keineswegs leblos waren.

Wie auf geheimes Kommando hin setzten sie sich dann gleichzeitig in Bewegung Richtung Hangartor.

Wenn man das sah, fragte man sich unwillkürlich, wie diese harmonische Übereinstimmung zwischen den unheimlich aussehenden Wesen möglich war? Vielleicht mochte es sich dabei um eine Art von Gedankenübertragung handeln, da kein Ton laut wurde.

Freilich aber war dies nur eine bloße Vermutung, allerdings schien sie am wahrscheinlichsten.

Nun wurde auch langsam Joe Feddersons Rolle klar, die ihm bei den Ereignissen zugefallen war.

Er war der Träger gewesen, der dazu diente, die Plasmawesen auf die Erde zu schleppen, damit sie unter den Menschen die Dämonenpest verbreiteten. Sie bildeten sozusagen die Vorhut der Geister aus der Tiefe, von denen Fedderson immer gesprochen hatte, und über die sich Frank Morell das Gehirn zermartert hatte, um

welche Geschöpfe es dabei wohl gehen konnte.

Wenn sie mit ihrer Mission Erfolg hatten, würden sie diese Nachricht an ihr Herrscherpaar weitergeben. Dann war der Zeitpunkt gekommen, an dem von diesem der Befehl für eine großangelegte Invasion erfolgen würde.

Ursprünglich hatte diese Elitegruppe aus vier Plasmawesen bestanden, doch eines davon war schon während der Bruchlandung verschwunden, ohne in dem dadurch entstandenen Trubel bemerkt zu werden.

Es hatte sich in dem Wagen der CIA-Agenten versteckt und diese dann vernichtet. Jetzt suchte es sich neue Opfer.

Schließlich würden sie sich alle vier, wenn sie erst mal genug Unheil gestiftet hatten, an einem geheimen Ort wieder treffen. Wenn dies geschah, dann war die schicksalhafte Stunde gekommen, und die Übernahme der Erde durch die Geister der Tiefe würde ihren Anfang nehmen.

Doch das waren vorerst noch alles Zukunftsvisionen. Noch befanden sich die drei verbliebenen Taahks im Hangar.

Als sie vor der Tür angekommen waren, verharrten sie noch einen Moment lang, als würden sie in sich hineinlauschen, bevor sie sich weiterbewegten.

Mit ihren übernatürlich entwickelten Sinnen nahmen sie die Gegenwart der beiden Menschen, die ihren Wachdienst versahen und ungeduldig auf Ablösung warteten, in sich auf.

Somit waren die Plasmawesen von dem, was sie erwarten würde, informiert. Doch sie wußten auch, daß ihnen dieses Hindernis so gut wie keine Schwierigkeiten bereitete.

Wie giftige Schlangen, die sich ihrer Beute näherten, ohne bemerkt zu werden, schlichen sie weiter.

*

Hardy stutzte und blieb stehen.

»Was ist?« erkundigte sich sein Kollege Poul, der sich das seltsame Verhalten seines Freundes nicht recht erklären konnte.

Hardy schien zu lauschen. Einige Sekunden wurde es zwischen den beiden so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Schließlich gab der mürrisch wirkende Hardy seinem Kameraden eine Erklärung ab. »Jetzt ist es nicht mehr da. Aber vorhin – da schien ich es ganz deutlich vernommen zu haben.«

Poul überlegte sich, was sein Freund wohl mit diesen mysteriös klingenden Worten meinen konnte, fand darauf aber keine befriedigende Antwort.

»Ich kann dir offen gestanden nicht ganz folgen, Hardy. Könntest

du deine Andeutungen vielleicht etwas mehr präzisieren?«

Der Angesprochene nickte bestätigend, dann ging er wieder langsam und bedächtig weiter.

»Ich habe mich wohl sicher getäuscht. Es wäre ja auch völlig absurd, so was anzunehmen«, meinte Hardy dann leichthin.

Als er jedoch Pouls eindringlichen Blick auf sich ruhen spürte, wußte er, daß er nicht umhin konnte, eine Erklärung abzugeben.

»Also gut. Du wirst es mir zwar nicht glauben, aber ich war der Überzeugung, aus dem Hangar Geräusche gehört zu haben.

Aber wie ich schon sagte, so etwas ist Unfug, denn wem sollte es schon gelungen sein, sich in dem Raum unbemerkt von unseren Kontrollen zu verstecken?«

Hardy schüttelte den Kopf. »Nein, da war sicher nichts, meine überreizten Nerven haben mir einen Streich gespielt. Eben war auch alles ruhig, als ich überprüfen wollte, ob meine Annahme stimmte.«

Poul dachte kurz darüber nach, kam aber ebenfalls zu der Ansicht, daß dies auf Hardys schlechte seelische Verfassung zurückzuführen sei, denn er selbst hatte nichts derartiges bemerkt.

Er zuckte gleichgültig die Schultern und schloß sich seinem Freund Hardy an, der wieder seinen Dienst versah, als wäre nichts geschehen. Es wurde wohl tatsächlich Zeit, daß die Ablösung erfolgte.

Die beiden Soldaten, die den Auftrag erhalten hatten, Poul und Hardy abzulösen, verspäteten sich schon um fünf bis zehn Minuten.

»Wo die Kerle heute nur bleiben?« bemängelte Hardy die Disziplin der Leute. »Demnächst werde ich mich mal beschweren, wenn das so weiter geht.«

Poul erwiderte nichts darauf, da er eine Diskussion darüber für zwecklos hielt. Er blickte dafür nur noch mal auf seine Uhr.

Freilich mußte er Hardy recht geben, aber wenn man schimpfte, änderte man damit auch nichts an der derzeitigen Lage. Zudem hatte Poul auch keinen so impulsiven Charakter wie sein Freund, er war eher das Gegenteil davon.

Sie ergänzten sich.

»Na sieh dir das an!« riß ihn Hardys Stimme aus seinen Gedanken und deutete dabei auf zwei Gestalten in der Dunkelheit, die sich den beiden Männern näherten. »Erst jetzt erscheinen die werten Herren. Früher zu kommen, hielten sie sicher nicht für nötig.«

»Ich kann ja verstehen, daß du gereizt bist, aber deswegen brauchen wir uns ja auch nicht gleich mit unseren Kameraden zu streiten, nur weil sie um zehn Minuten später erschienen sind.« Poul hielt es für besser, Hardys Temperament ein wenig zu zügeln. »Was ist uns denn großes verloren gegangen? Zehn Minuten, was ist das schon?«

Dies schien Hardy einzuleuchten. Er schwieg und ging weiter.

Noch waren die zwei Soldaten, die die beiden Freunde ablösen sollten, ungefähr zwei- oder dreihundert Meter von ihnen entfernt.

In diesem Augenblick geschah es.

*

Die drei Taahks, die, ohne dabei auch nur den geringsten Laut zu verursachen, unter dem Spalt zwischen dem Hangartor und dem Boden hindurchgeschlüpft waren, hatten sich unauffällig den Soldaten genähert.

Als sie sich genau hinter dem Rücken der beiden Männer befanden, war der Zeitpunkt zum Handeln gekommen.

Flink und geräuschlos sprangen sie die beiden Kameraden an. Unter dem Gewicht der Plasmawesen stürzten sie zu Boden.

Mit der ihnen angewöhnten Reaktionsschnelligkeit versuchten sie sich noch von dem unheimlichen Gegner zu befreien. Doch da erfolgte bereits auch schon der körperliche Kontakt zwischen den unterschiedlichen Wesen.

Auf den Stellen, wo Poul und Hardy von den beiden Taahks berührt worden waren, bildeten sich mit rasender Geschwindigkeit rote Punkte auf der Haut.

Dann begannen die Soldaten sich langsam zu verflüssigen. Die Dämonenpest, die auf sie übertragen worden war, breitete sich auf ihren Körpern immer mehr aus…

Während Poul und Hardy markerschütternd schrien und der Vorgang ihrer Auflösung in eine Wasserlache schon fast erreicht war, zogen sich die drei Plasmawesen wieder ins Dunkle zurück und beobachteten von dort, was geschah.

Die zwei Männer, die Poul und Hardy ablösen sollten und von den beiden nur noch wenige hundert Meter entfernt waren, bemerkten sofort, daß dort etwas nicht mit rechten Dingen zuging.

Ohne lange zu überlegen, was mit den beiden Kameraden, die beim Hangargebäude postiert worden waren, wohl passiert sein konnte, rannten sie so schnell sie konnten los.

Noch während sie zum Ort des Geschehens liefen machte der eine von ihnen eine Meldung über das tragbare Funkgerät, das sie mitschleppten und nur benutzt werden durfte, wenn besondere Veranlassung gegeben war.

Dies war hier offensichtlich der Fall, denn umsonst hatten ihre beiden Vorgänger sicher nicht so gräßliche Schreie ausgestoßen, die jetzt gänzlich verstummt waren.

Irgend etwas Unerklärliches ging hier vor. Ein Mann reagierte schnell und riß die MP herunter, die er geschultert hatte.

Als sie fast schon den Hangar erreicht hatten, schien sein Freund

endlich den Funkspruch beendet zu haben.

»George, sie haben mir eben Verstärkung zugesichert. Unsere Leute dürften in wenigen Minuten hier sein. Bis dahin sollen wir versuchen, die Stellung zu halten.«

Als der Mann das sagte, zog er dabei ebenfalls seine Maschinenpistole von der Schulter, entsicherte sie und brachte sie in Schußposition.

Inzwischen hatten sie es auch schon geschafft, und das große Gebäude, in dem die übriggebliebenen Flugzeugteile der Maschine von Joe Fedderson gelagert wurden, lag vor ihnen. Schwarz und unheilverkündend hob es sich gegen den Himmel ab.

Die absolute Stille wirkte irgendwie bedrückend.

Von diesen Eindrücken verunsichert sahen sich die Soldaten mit unstetem, hastigem Blick um, als vermuteten sie den Gegner überall.

»Nichts«, unterbrach dann George diese trügerisch scheinende Ruhe als erster von ihnen. »Keine Spur von unseren Kameraden. Und auch nichts, was auf deren rätselhaftes Benehmen und jetziges Verschwinden hindeuten würde.

Ich weiß nicht – die Sache gefällt mir nicht. Ich weiß einfach nicht, was ich davon halten soll. Ist doch alles recht eigenartig.«

Er verstummte wieder und hielt weiterhin aufmerksam Ausschau. Doch so sehr er auch suchte, er fand nicht den geringsten Anhaltspunkt für das, was sich hier ereignet haben mußte.

»Vielleicht sollten wir uns trennen. Möglich, daß wir dann mehr Erfolg bei unseren Bemühungen haben«, schlug sein Freund vor.

George schüttelte energisch den Kopf. »Kommt gar nicht in Frage. Wir bleiben so lange zusammen, bis Unterstützung da ist.

Nachher wird dieses Gebiet um den Flughafen ohnehin abgeriegelt, daß dort nicht mal mehr eine Maus ungesehen herauskommt.

Uns jetzt aber in Gefahr zu begeben, damit die uns einzeln zur Strecke bringen, wäre reiner Wahnsinn.«

Sie schwiegen und spähten wieder angestrengt in die Dunkelheit. Noch immer regte sich nicht das geringste.

George begann dieses unheimliche Belauern langsam auf die Nerven zu gehen. Doch er hatte sich gut in der Gewalt, so daß man ihm seine wirklichen Empfindungen nicht ansah. Nichts ließ bei ihm darauf schließen, daß er in Wahrheit nervös und verunsichert war.

Seinem Freund erging es sicher nicht viel anders.

Plötzlich machte dieser eine folgenschwere Entdeckung.

Aufmerksam untersuchte er einen bestimmten Punkt auf dem Betonboden, der noch teilweise zur Piste gehörte.

»Sieh dir das mal genauer an«, forderte dieser George dann nach einer Weile auf.

»Was ist denn, gibt es dort etwas Besonderes?«

»Schau es dir ruhig mal an.« Dabei deutete er auf zwei Wasserlachen, die sich matt nur vom Boden abhoben.

George betrachtete sie eingehender als zuvor, konnte aber nichts daran finden, was ungewöhnlich gewesen wäre.

»Na und? Irgend jemand wird dort was verschüttet haben, ein Techniker oder sonst jemand. Ich weiß nicht, was du daran überhaupt erwähnenswert findest?«

»Nun, es sind zwei Lachen! Ist dir das aufgefallen…«

»Was willst du damit sagen?« George war erstaunt darüber, was sein Freund damit wohl andeuten wollte.

Gerade holte dieser aus, um George seine phantastische Vermutung mitzuteilen, die dennoch nicht an die Wahrheit herankam, als sie durch die Sirenen herannahender Fahrzeuge aufgeschreckt wurden.

»Na, endlich kommen sie! Wurde auch schon Zeit. Mir ist das alles nicht ganz geheuer«, gestand George. Das merkwürdige Gespräch, das er zuvor noch mit seinem Kameraden geführt hatte, hatte er inzwischen schon wieder vergessen.

Auf diesen Augenblick hatten die drei Taahks gewartet.

Sie, die sich solange hinter ihrem Versteck zurückgezogen hatten, kamen nun als formlose Masse aus ihrer Deckung hervor und näherten sich den beiden Soldaten innerhalb kürzester Zeit.

Entsetzt von der Gefahr, die sich auf sie zubewegte, wollten sie noch zur Flucht ansetzen, unfähig zu einer Gegenwehr, als auch schon die Plasmawesen über ihnen waren und sie begruben.

Es dauerte nicht lang, bis die beiden Männer die ersten Symptome der Dämonenpest aufwiesen. Nun nützte ihnen nichts mehr. Sie waren dem Tod geweiht.

Wenige Minuten später existierten sie nicht mehr. Es gab nur noch zwei Lachen, die ihnen selbst kurz zuvor noch ein Rätsel waren und die nun auch von ihnen zurückblieben…

Inzwischen hielten mit quietschenden Reifen die ersten Wagen. Die Türen wurden aufgerissen, Soldaten strömten heraus. Aufgeregte Stimmen maßgeblicher Einsatzleiter brüllten Befehle.

Während noch die Truppen Aufstellung nahmen, verwandelten sich die Taahks innerhalb weniger Sekunden. Sie veränderten ihre Körperstruktur, und aus der unbestimmbaren Masse formten sich feste Körper, die schuppenbedeckt waren.

Die Plasmawesen hatten ihre ursprüngliche Körperform gewählt.

In grotesk anmutendem Watschelgang wankten sie im Schatten der Nacht, bevor noch die ersten Salven aus Maschinenpistolen auf sie abgefeuert werden konnten.

Hinter Bäumen und sonstigen Deckungsmöglichkeiten tauchten sie unter, um nicht gesehen zu werden und schlichen sich hinter die Front der Soldaten, die sie auf diese Weise umgingen.

Jene hatten sich ganz auf den Hangar und seine Umgebung konzentriert, da sie davon ausgingen, daß die gesuchten Eindringlinge sich in dieser Halle verschanzt hatten. Dabei zogen sie allerdings keine anderen Möglichkeiten in Betracht.

Man war sich zu sicher, daß es den seltsamen Geschöpfen nicht gelingen würde, den gut abgesicherten Militärflughafen zu verlassen, als daß man auf solche Kleinigkeiten achtete.

Diesen Fehler nutzten die drei Plasmawesen geschickt aus. Schon bald darauf hatten sie genau das gefunden, was sie gesucht hatten: ein Fahrzeug.

Als sie sich noch mal vergewissert hatten, daß die Aufmerksamkeit der Soldaten eingeschränkt war, eilten sie unauffällig zu dem abgestellten Wagen.

Keiner der Männer, die alle angespannt zu dem Gebäude hinüberstarrten, in dem sich der vermeintliche Gegner befand, bemerkte diesen Ausbruchsversuch.

Erst als die Taahks sich in dem Auto selbst befanden, schienen sie zu begreifen, was geschehen war und daß sie auf einen Trick hereingefallen waren.

Aufgeregt gestikulierend deuteten sie zu dem Wagen herüber, ohne jedoch noch etwas gegen das Unvermeidliche unternehmen zu können.

Denn da war es bereits schon zu spät…

Den Angehörigen einer Rasse, die bereits vor undenklichen Zeiten über Kenntnisse der Atomenergie, Technik und Elektronik verfügte, bereitete es keine besonderen Schwierigkeiten, ein irdisches Gefährt dieser Bauweise zu starten.

Binnen kurzer Zeit hatten sie die relativ primitive Funktionsweise begriffen und brausten mit irrsinnigem Tempo auch schon davon, noch ehe die Männer den Wagen erreicht hatten.

Obwohl es eigentlich vollkommen nutzlos war, da der Pkw schon nach einigen Sekunden aus ihrem Sichtfeld verschwunden war, jagten ihm die Soldaten noch mehrere Maschinenpistolensalven nach.

Allerdings traf keine Kugel ihr Ziel oder zumindest die Reifen. Als den Leuten die Sinnlosigkeit ihres Tuns klar wurde, stellten sie wieder das Feuer ein.

Das Rattern der MPs verstummte.

Doch noch hatten die Plasmawesen keinen Grund, um erleichtert aufzuatmen, sofern sie zu solchen Regungen überhaupt fähig waren.

Denn immerhin hatten sie den Militärflughafen noch nicht verlassen.

Vor ihnen wurden in aller Eile Absperrungen errichtet, die sie daran hindern sollten. Außerdem würden sie dort von einer weiteren Truppe in Empfang genommen werden.

Es blieb ihnen also gar nichts anderes übrig, als davor zu kapitulieren.

So zumindest hatten es sich die Menschen ausgedacht, die diesen Plan entwarfen.

Dabei hatten sie aber nicht die vollkommen fremdartige Mentalität der drei Plasmawesen berücksichtigt. Dies sollte sich noch als grober Fehler erweisen.

*

Schon kurz darauf kamen die mit Zäunen versehenen Abgrenzungen des Militärflugplatzes vor den drei Plasmawesen in Sichtweite, die das Territorium der Air Force ausmachten.

Dahinter lag die Autobahn, schon aus dieser Entfernung deutlich zu sehen.

Wenn sie sich erst mal auf ihr befanden, würden sie so schnell nicht mehr einzufangen sein.

Doch bis dahin bauten sich vor ihnen noch einige Hindernisse auf, die ihnen den Weg zu ihrem angestrebtem Ziel versperren sollten.

Das bemerkten die Taahks schon sehr bald, nachdem sie von den Abzäunungen nur noch wenige hundert Meter entfernt waren.

Dort hatte sich eine Menschenmasse von Soldaten aufgebaut. Hinter dieser war in aller Eile eine Absperrung errichtet worden, wozu man sich einiger Holzbretter bediente.

Als die dort versammelten Männer das herannahende Auto erblickten, wußte jeder von ihnen, was er zu tun hatte.

Ohne viele Worte zu verlieren, begaben sie sich auf ihre Positionen. Mit entschlossen aussehenden Mienen, in denen bei manchen auch eine Spur von Feindseligkeit zu erkennen war, erwarteten sie mit durchgeladenen und entsicherten Waffen die Ankunft jener unheimlichen Wesen, über die man inzwischen recht seltsame Schauergeschichten verbreitet hatte. Natürlich handelte es sich dabei größtenteils um Gerüchte, aber trotzdem schien an ihnen ein Funke Wahrheit zu sein.

Denn die Offiziere, denen man so manche Frage stellte, schwiegen dazu, wollten einfach nichts davon wissen. Mit Sicherheit konnte jedoch davon ausgegangen werden, daß die Flüchtigen in dem rasch näher kommenden Wagen vier ihrer Kameraden getötet hatten.

Das Auto war jetzt nahe genug, daß es eigentlich angesichts der vor ihm aufgetauchten Sperre seine Fahrt hätte vermindern müssen. Denn ein normaler Mensch wäre sicher zu dem Ergebnis gekommen, daß es keinen Sinn mehr hatte, weiterzufahren, da seine Gegner ihm zahlenmäßig weiter überlegen waren.

Aber genau das Gegenteil taten in dieser Situation die

Plasmawesen. Sie beschleunigten noch mehr und holten somit das letzte aus dem Wagen heraus.

Emotionen waren ihnen fremd, deswegen gingen sie kühl und rein rechnerisch vor. Die Umgebung flog an ihnen vorbei wie ein Schatten. Vor ihnen war die Barriere zu sehen, die sie zu überwinden hatten und auf die sie zugeschossen kamen.

Ihnen mußte wohl klar sein, daß sie bei diesem Unternehmen alles riskierten, aber auch den Weg zu der Autobahn erreichen konnten.

Von der recht ungewöhnlichen Reaktion der Kreaturen der Verdammnis auf das höchste überrascht und erschreckt, stob die Menschenmenge auseinander.

Einige ganz Unerschrockene hingegen blieben allerdings auf der Stelle stehen und rührten sich von dort um keinen Zentimeter. Sie blickten dem, was auf sie zukam, einigermaßen gefaßt ins Auge, denn sie gingen davon aus, daß es jene Wesen einfach nicht wagen würden, sie zu überfahren.

Schließlich mußten sie doch wissen, was es für Folgen für sie haben würde. Eine richtiggehende Jagd würde man dann nach ihnen veranstalten, in der sie zwangsläufig unterliegen mußten.

Wiederum andere gestikulierten wild in der unsinnigen Hoffnung, dadurch noch etwas bewirken zu können.

Es gab jedoch auch solche, die nicht aus Mut einfach stehen blieben und der Gefahr nicht auswichen, sondern auch solche, die es nicht mehr rechtzeitig schaffen würden, sich in Sicherheit zu bringen.

Ohne, daß den Taahks derlei Szenen etwas auszumachen schienen, fuhren sie regungslos weiter. Dabei verminderten sie aber weder ihre Fahrt, noch unternahmen sie Ausweichversuche, um einen Zusammenprall mit den Männern zu vermeiden.

Die Kollision war unvermeidbar. In diesen Sekunden, in denen wohl keiner der Beteiligten so recht wußte, was eigentlich los war, schossen einige Soldaten planlos auf das Auto, vermutlich mit dem Hintergedanken, an dem Unvermeidlichen noch etwas ändern zu wollen.

Die Windschutzscheibe zersplitterte. Dennoch wurde keines der Fremdwesen von einem der todbringenden Geschosse getroffen.

Gleichzeitig damit schlug den Taahks ein enormer Fahrtwind entgegen, der sie für kurze Zeit verwirrte und von der Bahn abkommen ließ. Aber schon bald darauf hatten sie dies wieder korrigiert.

Im selben Moment wurde der Wagen von einem Schlag erschüttert. Ein gellender Schrei ertönte, der dann jäh abbrach.

Ein Körper wirbelte durch die Luft und schlug mehrere Meter von der Unfallstelle entfernt wieder auf. Er blutete aus zahlreichen Wunden. Der Mann war tot.

Die Plasmawesen hatten ihn mit dem Kotflügel gerammt und überfahren.

Vor ihnen tauchte ein weiterer Soldat auf. Mit schreckgeweiteten Augen starrte er auf den Pkw. Er schüttelte noch in panischer Angst den Kopf, als wollte er es nicht begreifen, daß auch er unter jenen Opfern sein sollte, dann riß er seine Arme vor und wollte sie schützend ausstrecken.

Ein weiterer Stoß ging durch den Wagen. Die Taahks fuhren weiter, als seien sie unbeteiligt an allem.

Als dann nur noch ein Soldat auf der Straße war, konnten sie hinter ihm auch schon die eigentliche Absperrung sehen.

Er versuchte dem Wagen zu entkommen und wollte zur Flucht ansetzen, wobei er sich noch bemühte, mittels eines Maschinengewehrs die Gegner durch einen Zufallstreffer kampfunfähig zu machen, schaffte es aber nicht mehr ganz.

Allerdings hatte er noch relativ Glück gehabt, denn er wurde lediglich nur gestreift und kam mit dem Leben davon.

Aber auch er wurde Meter weit geschleudert und verlor das Bewußtsein.

Nachdem die Plasmawesen auch den letzten wagemutigen Soldaten beiseite geschafft hatten, so daß ihnen keiner mehr hinderlich war, stand ihnen nichts weiter im Weg, um dieses Gebiet zu verlassen, als die Absperrung.

Als sie auch diese mit einem krachendem Geräusch niederfuhren, war die Bahn endgültig frei für sie. Zwar geriet das Fahrzeug durch den Aufprall mit jener letzten Barriere ins Schlingern, was sich dann aber wieder normalisierte.

Sie hatten es tatsächlich geschafft! Ihre Flucht von dem streng bewachten Militärflugplatz der Amerikaner war gelungen. Nun stand ihrem Auftrag, den sie zu erfüllen hatten, nichts mehr im Weg.

Die größten Schwierigkeiten und Hindernisse lagen bereits hinter ihnen.

Sie fuhren über einen Feldweg, der viele Unebenheiten aufwies, so daß sie kräftig durchgeschüttelt wurden. Ihr Ziel war die Autobahn.

Hier herrschte um vier Uhr morgens geringer Verkehr.

Sicher hatte dies auch sein Gutes. Denn sonst wäre wohl mancher Autofahrer beim Aussehen der Taahks erschrocken und hätte einen Unfall verursacht.

Die fremdartigen Wesen sahen zwar die zahlreichen Schilder, die aufgestellt worden waren, konnten sie aber weder lesen, noch verstanden sie ihren Sinn.

Sie wußten nur, daß sie einen bestimmten Auftrag zu erfüllen hatten, der vorrangig geworden war.

Sie mußten eine Frau finden, die neuerdings im Besitz von sehr

wichtigem Wissen war, das ihnen allen empfindlichen Schaden zufügen konnte, wenn es in die Hände bestimmter Leute geriet.

Doch auch der vierte Taahks hatte eine Aufgabe bekommen. Er mußte die Dämonenpest auf einen ganz bestimmten Mann übertragen, der ihnen ebenfalls, obgleich er bereits vom Tod gezeichnet wurde, ungeheuer gefährlich werden konnte, wenn er das, was er erlebt hatte, noch an seine Umwelt weiterzugeben vermochte.

Mit Hilfe ihrer unerklärlichen, magischen Kräfte orientierten sich die Plasmawesen kurz, dann schlugen sie die Richtung ein, die sie zu fahren hatten, um zu dieser Frau zu gelangen.

Bestimmt wäre es für einen unsichtbaren Beobachter des Geschehens nicht besonders verwunderlich gewesen, hätte er erfahren, daß ihr Gespür ihnen den Weg nach Wiesbaden wies. Dort, wo Ana Fedderson wohnte…

*

Als sich Ana Fedderson wieder in ihrer Wohnung befand, zögerte sie keine Sekunde länger und schaute sogleich an dem von Joe angegebenen Ort nach, ob er dort das Tagebuch auch wirklich aufbewahrt hatte.

Seinen Angaben zufolge – die er ihr noch vor wenigen Stunden im Hospital anvertraut hatte, aus dem sie gerade zurückgekehrt war, und damit sein wohlgehütetes Geheimnis zum ersten Mal einem anderen Menschen gegenüber gelüftet hatte – mußte sich das wertvolle Buch in einem Geheimfach in einer Schublade befinden.

Ana Fedderson war die Existenz dieses Geheimfaches gänzlich neu, da Joe nie etwas darüber hatte verlauten lassen oder daß sie eine Veränderung an der Schublade bemerkt hätte. Aber sie wunderte sich langsam über gar nichts mehr.

Nachdem sie das Fach langsam aufgeschoben hatte, begann sie mit zitternden Händen die ganzen Dinge, wie Kleidungsstücke oder anderes, auszuräumen. Als sie damit fertig war, betrachtete sie lange Zeit den Boden der Schublade.

Die Geheimtür war so geschickt angebracht worden, daß bei oberflächlicher Betrachtung nichts weiter auffiel. Der Boden der Schublade erweckte einen natürlichen Eindruck, wie er eben auch bei den Dutzend anderen Fächern dieser Art entstand. Nichts davon deutete darauf hin, daß darunter ein Hohlraum war.

Als Ana Fedderson die Tür zu dem Geheimfach entdeckt hatte, atmete sie erleichtert auf. Endlich hatte sie das gefunden, was sie suchte.

Dennoch zögerte sie. Sie spürte, wie ihr warm wurde. Jetzt erst wurde ihr bewußt, daß sie noch den Mantel trug.

Sie zog ihn aus und legte ihn achtlos beiseite.

Dann wartete sie nicht mehr länger und öffnete die Tür. Sie sprang auf, und eine Öffnung entstand, in der sie fühlen konnte, daß dort etwas gelagert war. Es war das Buch!

Sie nahm es vorsichtig wie eine kleine Kostbarkeit heraus und sah es sich an. Nichts daran wirkte ungewöhnlich, so daß es ihr sofort ins Auge gestochen wäre. Auch nach einer eingehenden Untersuchung fand sie nichts Besonderes.

Joe hatte ihr gesagt, daß sie seine Aufzeichnungen, wenn sie sie gefunden hätte, sofort vernichten sollte, ohne zuvor noch darin zu lesen.

Doch allmählich kamen ihr Zweifel an der Richtigkeit seiner Worte. Schließlich war es Unsinn, was Joe ihr da gesagt hatte, was ihm möglicherweise sogar unter dem Einfluß des hohen Fiebers entfahren war. Und außerdem, was konnte es schaden, wenn sie Einsicht in das nahm, was Joe jahrelang mit sich herumtrug? Schließlich war sie immer noch seine Ehefrau.

Daran, daß eine gewisse Neugier vielleicht Unglück bringen konnte, wollte sie einfach nicht glauben. Von wem drohte ihr schon Gefahr? Wer hätte denn Interesse daran gehabt, einer einsamen Frau Schwierigkeiten zu bereiten, nur weil sie ein Recht in Anspruch nahm, das ihr ohnehin zustand?

Sie gab dies zu ihrer Rechtfertigung an und wollte damit begründen, warum sie gegen ihre Prinzipien verstieß.

Es war reine Neugier, die ihr Handeln bestimmte und unbesorgt ernstzunehmende Warnungen bagatellisierte.

Davon überzeugt, daß das, was sie tat, die einzig richtige Maßnahme war, setzte sie sich in einen Sessel, klappte das Tagebuch auf und fing an, darin zu lesen.

Ihre Augen saugten sich an den handgeschriebenen Seiten ihres Mannes fest und nahmen begierig alles auf, was dort stand.

Darüber vergaß sie die Zeit und ihre Umwelt, so daß sie das Eindringen der Taahks in ihre Wohnung beinahe nicht wahrgenommen hätte.

*

Mirakel befand sich auf dem Dach eines Hochhauses, von wo aus er eine vorzügliche Sicht auf das ihm gegenüberstehende Gebäude und die Straße hatte.

Jenes Bauwerk, das er ständig beobachtete, ohne seine sonstige Aufmerksamkeit irgendwie zu beeinträchtigen, war ein Altbau, der in vier Etagen unterteilt war.

Im Parterre wohnten die Feddersons.

Daß Mirakel nicht schon längst aufgegeben hatte und nach Frankfurt in seine angenehme Wohnung zurückgeflogen war, um den Rest der Nacht mit noch ein wenig Schlaf zu verbringen, hatte eigentlich keinen bestimmten Grund.

Er ahnte nur, daß etwas in der Luft lag, etwas Unheimliches, Bedrohliches, das sich noch in dieser Nacht entladen würde.

Wenn dies wirklich geschah, dann wollte Mirakel nicht fehlen, um noch rechtzeitig eingreifen zu können, anstatt die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen.

Endlich wurde Mirakels Warten belohnt.

Ein demolierter Wagen wurde in der Stille hörbar, den Mirakel auch schon bald darauf zu sehen bekam.

Dem Nummernschild und der ganzen Inneneinrichtung nach zu urteilen, konnte es sich nur um ein Gefährt des amerikanischen Militärs handeln.

Der fliegende Wundermann spürte deutlich die dämonische Ausstrahlung, die von den Insassen des Pkw ausging.

Denn daß damit etwas nicht stimmte, war ihm spätestens dann klar, als er die zersplitterte Windschutzscheibe sah, die darauf hinwies, daß sich dahinter keine Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte aufhalten konnten.

Genau vor dem Altbau, in dem Ana Fedderson wohnte, hielt das Auto. Es dauerte eine Weile, bis die Türen geöffnet wurden. Mirakel schien es, als hätten sich die in dem Pkw Sitzenden kurz abgesprochen, um ihr weiteres Vorgehen zu koordinieren.

Dann erblickte der einsame Beobachter, der auf dem Dach stand und die gespenstischen Vorkommnisse aufmerksam verfolgte, die entstiegenen Wesen.

Im selben Augenblick erkannte er, daß es sich bei diesen Kreaturen nur um die von Ana Fedderson beschriebenen Taahks handeln konnte, von denen sie gesprochen hatte, als sie Frank Morell die Einzelheiten über die Alpträume ihres Mannes schilderte.

Genauso hatte sich Mirakel auch diese Geschöpfe vorgestellt, die er jetzt zum ersten Mal sah und die er sich zuvor nur in der Phantasie hatte vorstellen können.

Nun aber würde dies für ihn Wirklichkeit werden, denn er wußte, daß es zu einer unvermeidbaren Konfrontation zwischen ihm und diesen Wesen kommen würde.

Er verfolgte mit, wie sich die Taahks verflüssigten, als sie feststellten, daß die Tür zu jenem Haus, in dem sich auch die Feddersons eine Wohnung gemietet hatten, verschlossen war.

Dadurch war es den Plasmawesen möglich, diese Sperre gegen ungebetene Besucher ohne viel Schwierigkeiten zu umgehen. Sie krochen einfach unter dem Türspalt hindurch und befanden sich schon

im Korridor des Altbaus.

Allerdings hatten sie sich damit auch Mirakels Sicht entzogen, so daß es ihm nicht mehr möglich war, weitere Aktionen der Taahks zu überwachen.

Freilich hätte er die Plasmawesen auch gleich, nachdem er ihre wahre Identität erkannt hatte, zum Kampf stellen können, doch das hätte nicht viel Sinn gehabt. Denn schließlich versuchte er herauszufinden, was diese Kreaturen planten.

Da das Ziel der Taahks erkennbar Ana Feddersons Wohnung war, glaubte Mirakel, leicht die Plasmawesen weiterhin im Auge zu behalten. Er brauchte bloß Ana Fedderson selbst und ihre Umgebung zu beobachten. Dort würden die Taahks am ehesten wieder auftauchen.

Der Mann, der in seinem früheren Leben einst ein Dykte gewesen war, schwebte wie eine Feder vom Dach des Hochhauses und verharrte ungefähr auf gleicher Höhe, in der sich das Fenster zu Feddersons Wohnung befand.

Von dort aus hatte er eine gute Einsicht in das Zimmer, in dem sich Ana Fedderson aufhielt und intensiv etwas las, was Mirakel nicht erkennen konnte. Die Gardine behinderte die Sicht, was auch seinen Vorteil hatte, so daß die Frau des verletzten Piloten nicht so schnell das Gesicht sah, das durch die Fensterscheibe in den Raum starrte.

Vielleicht wäre ihr dann sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem Frank Morell aufgefallen, mit dem sie zuvor gesprochen hatte.

So aber las sie gebannt weiter, was Joe in seinem Tagebuch niedergeschrieben hatte.

*

Ein Geräusch, als habe jemand etwas umgestoßen, ließ sie hochfahren.

Einen Augenblick dachte sie über die Möglichkeit nach, ob sich vielleicht jemand in ihrer Wohnung aufhielt. Dann verwarf sie wieder diesen Einfall, denn sie wußte mit absoluter Sicherheit, daß sie selbst die Haustür abgeschlossen hatte.

Es war also vollkommen unmöglich, daß es jemand gelungen war, unbemerkt hier einzudringen. Dazu nämlich hätte er versuchen müssen, die Tür gewaltsam zu öffnen, was sicher mit Lärm verbunden war.

Deshalb kümmerte sie sich auch nicht weiter um diesen Vorfall. Statt dessen schweiften ihre Gedanken zurück zu dem, was sie bisher im Tagebuch ihres Mannes gelesen hatte.

Darin waren ihr die vielen eigenartigen Skizzen aufgefallen, die ganz offensichtlich von Joe gezeichnet worden waren. Nur

schemenhaft erkannte man dort alle jene merkwürdigen Gestalten und die monsterhaften Wesen, von denen er gesprochen hatte.

Was Ana Fedderson dabei auffiel, war der Umstand, daß diese ungeheuerlichen Kreaturen allesamt bösartige, haßerfüllte Gesichter hatten.

Dann waren da auch noch jene fremden, unheimlich klingenden Namen, die keinen Sinn ergaben, und die, wenn man sie nur auszusprechen versuchte, jeden erschauern ließen.

So schrieb er auch davon, daß die, die dazu verdammt waren, unten in der Tiefe zu hausen, wieder nach oben kommen wollten.

Darum griffen auch die Monster immer mehr nach der Herrschaft, wollten es allerdings vorerst noch vermeiden, daß ihre Anwesenheit dort »oben« bekannt wurde.

Wieder grübelte Ana darüber nach, was Joe wohl damit gemeint hatte. Denn so unwahrscheinlich auch alles anmutete, schien doch etwas Wahres daran zu sein. Und das war das Erschreckende.

Sie wollte gar nicht jenen Faden bis zur letzten Konsequenz weiterverfolgen, da sie wußte, daß sie nur zu einem furchteinflößendem Ergebnis kam.

Ana Fedderson war ratlos. Wie sollte sie sich verhalten, nun, nachdem sie das Tagebuch besaß? Was sollte sie tun?

War es jetzt vielleicht nicht ratsam, da sie das Buch gelesen hatte, es wirklich zu vernichten, worum Joe sie ursprünglich gebeten hatte?

Oder war es möglicherweise besser, sich von einem anderen einen Rat einzuholen?

Sie überlegte immer noch angestrengt, als die Wohnzimmertür aufgerissen wurde.

Im ersten Moment saß sie da wie erstarrt, als sie sah, wer dort stand. Es waren drei abscheulich häßlich anzusehende Wesen, die ihr jedoch nicht mehr allzu unbekannt waren.

Es konnte sich nur um Taahks handeln, die Joe genau beschrieben hatte. Schuppige Wesen mit einem breiten Körper – das war ihr natürliches Erscheinungsbild, und so standen sie nun auch im Türrahmen und starrten Ana aus stumpfen Augen an, in denen ein kaltes Feuer loderte.

Ana Fedderson sprang entsetzt von der Konfrontation mit jenen Schauergeschöpfen aus ihrem Stuhl und stand kerzengerade.

Beide Seiten schienen sich gegenseitig zu belauern und zu beobachten, denn noch geschah nichts.

Schließlich hielt die Frau den ungeheuren seelischen Druck, der auf ihr lastete, nicht mehr länger aus. Hart preßte sie die Hände gegen ihren Kopf, als wolle sie so den Alpdruck vertreiben.

Sie war nahe daran, wahnsinnig zu werden. Denn obwohl sie noch vorhin erst Joes Tagebuch aufmerksam durchgelesen hatte, war sie

dennoch in ihrem tiefsten Innern nicht dazu bereit gewesen, an dererlei Dinge zu glauben.

Sie hatte dies vielmehr – wenn auch unbewußt – als eine Art von Geisteskrankheit bei ihrem Mann angesehen, die er auf diese Weise zu neutralisieren versucht hatte.

Jetzt aber wurde diese nüchtern und real denkende Frau genau den gleichen Dingen gegenübergestellt, woran sie nie geglaubt und was sie immer mehr oder minder ins Reich der Phantasie verbannt hatte.

Die drei Taahks setzten sich in Bewegung und benutzten ihren typischen Watschelgang.

Langsam aber beständig kamen sie auf Ana Fedderson zu, die wie erstarrt stand und dies alles nicht wahrhaben wollte. Vermutlich bildete sie sich wohl noch ein, daß es sich bei dem, was sie erlebte, nur um einen Traum handelte, aus dem sie bald erwachte und nichts mehr von dem schrecklichen Erlebnis kündete.

Doch die Realität war anders. Mit einer seiner Pranken versuchte der Taahk, der Ana Fedderson am nächsten stand, das Tagebuch, das sie noch immer umklammert hielt, zu entreißen.

Mit weit aufgerissenen Augen verfolgte sie die plump wirkenden Bemühungen der unheimlichen Kreatur mit. Mechanisch zog sie ihm das Tagebuch weg, denn sie wußte, daß es in ihrer Situation bestimmt das verkehrteste war, wenn sie es ihm aushändigte.

Drohend näherten sich die beiden Taahks, während der dritte zur Seite wich. Mit Entsetzen erkannte Ana mit dem Rest logischen Denkvermögens, zu dem sie noch fähig war, daß man sie einkreisen wollte.

In diesem Moment zersplitterten die Scheiben eines Fensters, das im Wohnzimmer für Ana unerreichbar fern war.

Ihr Kopf wirbelte herum, um zu sehen, was noch alles auf sie zukam. Sie hatte mit einem weiteren Taahk gerechnet, doch zu ihrem maßlosen Erstaunen flog durch die Scheibe ein Mann in rubinroter Kleidung, auf dessen Brust ein leuchtender Kristall prangte.

Da der gewichtige Körper des Taahks vor ihr teilweise die Sicht verdeckte, war es Ana nur manchmal möglich, einen Blick auf den unbekannten Fremden zu werfen, der offensichtlich in das Geschehen eingriff.

Doch schließlich gelang es ihr, die markanten Gesichtszüge des seltsam gekleideten Mannes zu erkennen: Es war die frappierende Ähnlichkeit mit jener Gestalt Frank Morell unverkennbar!

»Frank, sind Sie es?« rief sie mit ungläubiger Stimme.

Der Mann schaute kurz in ihre Richtung und nickte beruhigend. Irgendwie strahlte sein Äußeres Wärme und Schutz aus.

»Ich bin nicht der, für den Sie mich halten, Mrs. Fedderson. Man nennt mich Mirakel.«

Damit stürzte er sich auch schon auf den zweiten Taahk, den er von hinten ansprang. Da diese Kreaturen nur unbeholfen gehen konnten, bereitete es Mirakel keine Mühe, sie zum Stürzen zu bringen.

Ana merkte deutlich, wie eine gewisse Nervosität durch die Taahks ging.

Es wurde ihr ein wenig leichter, die beklemmende Todesangst, die sie vorher erfaßt hatte, fiel allmählich von ihr ab.

Sie schöpfte wieder neue Hoffnung.

Gebannt verfolgte sie den Kampf, der sich zwischen dem einzelnen Mann und den Fremdwesen entwickelte.

Der Taahk, der sich vorher bei der Tür aufgehalten hatte, kam langsam näher und schlich sich hinter Mirakel heran.

»Passen Sie auf, hinter Ihnen!« schrie Ana Fedderson. Aber es war um einen Sekundenbruchteil zu spät, Mirakel konnte nicht mehr ganz die Greifer des Taahk unterlaufen, der ihn umschlingen und erdrücken wollte.

Währenddessen kam der erste der drei Taahks weiterhin auf sie zu. Er hatte wohl eingesehen, daß es nur Zeitverschwendung war, wenn er ebenfalls in den Kampf eingriff.

Mirakel hatte sich unterdessen zur Seite hechten können.

Die Kreatur, die sich auf ihr vermeintliches Opfer mit vollem Körpergewicht stürzen wollte, schlug auf den Boden auf. Ganz jedoch hatte sich Mirakel nicht mehr in Sicherheit bringen können.

Seine Beine waren vom Gegner unter dessen Körper begraben worden. Er meinte, daß eine Tonnenlast auf ihnen ruhe.

Mirakel fluchte unterdrückt und versuchte, die Beine mit aller Kraft herauszuziehen, als er mit Erstaunen die plötzliche Umwandlung des Wesens mitverfolgte.

Seine Körperformen zerliefen immer mehr, wurden weicher und qualliger. Dies ging so weit, daß Mirakel den Eindruck hatte, der Taahk würde nur noch aus Plasma bestehen.

Zwar hatte er ja schon von Ana Fedderson gewußt, daß die Taahks dazu fähig waren, ihre Körperstruktur beliebig zu verändern, doch war dies das erste Mal, daß er es mit eigenen Augen sah.

Doch nicht nur das eine Plasmawesen, das in den Kampf mit dem fliegenden Wundermann verwickelt war, wandelte seinen Körper um, sondern alle drei!

Im selben Augenblick schrie Mirakel vor Schmerzen laut auf.

An der Stelle, wo das Plasmawesen seine Beine berührt hatte, breitete sich ein höllischer Krampf aus, der Mirakel fast zu verzehren schien.

Er fühlte, wie ihm am ganzen Körper unerträglich heiß wurde, er konnte aber nichts dagegen unternehmen.

Er wußte, daß ihm bald das Bewußtsein schwinden würde, schon

jetzt drehte sich ihm alles vor Augen.

Das einzige, was ihm blieb, war, Ana Fedderson mit schwacher und entkräfteter Stimme eine Warnung zuzurufen.

»Kommen Sie auf keinen Fall mit den Taahks in körperliche Berührung! Wenn sie sich in dem Plasmazustand – wie jetzt – befinden, dann übertragen sie irgend etwas Schmerzhaftes. Passen Sie…«

Weiter kam er nicht mehr. Seine Stimme versagte.

Er fiel einem schwarzen Abgrund entgegen, der ihn aufnahm.

Ana hatte diesen Ratschlag gut verstanden und versuchte ihn zu beherzigen, doch mit Schrecken erkannte sie, daß nun alle drei Plasmawesen auf sie einstürmten.

Ihr wilder Blick ging zu Mirakel, der zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Auch er würde ihr keine Hilfe mehr geben können.

Ana Fedderson wollte trotz aller Risiken fliehen. Dort, durch die Reihe der Taahks, da wo noch ein Spalt bestand, durch den sie vielleicht mit einigem Glück schlüpfen konnte.

Nur nicht berühren, hämmerte sie sich ein…

Dann sprang sie los. Gerade, als sie schon halbwegs durch die ungedeckte Stelle war, wurde sie noch von einem Plasmawesen am linken Arm berührt.

Ana schrie auf. Im gleichen Moment hatte sie das Gefühl, als hätte sie dort ein Stück glühend heißes Eisen berührt.

Innerhalb weniger Sekunden pflanzte sich die Schmerzwelle immer weiter in ihrem Körper fort, so daß ihr war, als wäre sie in Flammen getaucht.

Das Tagebuch entfiel kraftlos ihrer Hand, mit der sie es noch zuvor umkrampft hatte.

Sie schwitzte immer mehr, und dann zeigten sich schon die ersten Verflüssigungserscheinungen.

Doch das nahm sie nur noch unbewußt wahr, denn zu diesem Zeitpunkt war sie schon besinnungslos.

Sie starb, ohne einen weiteren Laut von sich zu geben.

Das, was von ihr zurückblieb, war nur eine Wasserlache…

Als alles vorbei war, nahmen die Plasmawesen wieder ihre ursprüngliche Körperform an. Sie taten es aus zweierlei Gründen.

Erstens war es so auch für sie bequemer, da diese Erscheinungsweise als formloses Plasmawesen nur auf eine bestimmte Zeit begrenzt war, und zweitens konnten sie sich in ihren richtigen Körpern viel besser auf der Erde bewegen.

Eine der Kreaturen hob das Tagebuch von Joe Fedderson auf. Als sie es hatte, verharrten alle wieder eine Weile regungslos, als ob sie von einem unsichtbaren Auftraggeber neue Instruktionen erhalten würden.

Erst danach verließen sie die Wohnung der Feddersons wieder.

Auf der Straße bestiegen sie ihren abgestellten Wagen und fuhren bald danach mit dröhnendem Motor an.

*

Auch der vierte Taahk, der bisher unabhängig von den anderen drei operiert hatte, hatte den neuen Befehl ihres Herrschers vernommen. Er wurde damit beauftragt, so schnell wie möglich zum Frankfurter Flughafen zu kommen, wo schon seine drei Artgenossen auf ihn warteten.

Von da aus hatten nämlich die vier Geschöpfe, die aus einer anderen Dimension kamen, die jenseits unserer Welt lag, die größte Chance zur Flucht.

Und das war auch der eigentliche Sinn, den ihr Herrscher damit bezweckte. Die Plasmawesen, die eigentlich nur so etwas wie ein Erkundungstrupp gewesen waren, sollten nun in ihre eigene Welt zurückkehren.

Warum das so war, wußten die Taahks zwar nicht, doch da es nicht in ihrer Natur lag, Fragen zu stellen, folgten sie widerspruchslos der neuen Anweisung.

Schließlich würden Pulmirol, der ihren Aufenthalt auf der Erde geistig mitverfolgt hatte, und dessen Gattin schon wissen, weshalb sie das taten.

Die Taahks waren nur deren Untertanen.

Also setzte sich auch das vierte Plasmawesen in Bewegung. Sein Ziel war der Flughafen, wo, das spürte es, seine Artgenossen bereits schon warteten.

*

Als Mirakel erwachte, glaubte er, sein Kopf zerspringe. Darin herrschte ein Summen, das an Bienen erinnerte.

Sein verschleierter Blick klärte sich langsam, und er konnte wieder seine Umgebung in sich aufnehmen. Nichts, seitdem er bewußtlos gewesen war, schien sich verändert zu haben.

Er rieb sich die Augen und versuchte, die Benommenheit, die ihn umfangen hielt, ganz abzuschütteln.

Ana Fedderson fehlte, und die Taahks waren auch verschwunden. Dabei galt seine Sorge weniger den Plasmawesen als der Frau des Piloten. Da Mirakel jetzt zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Härte und Brutalität gemacht hatte, mit der die Taahks vorgingen, traute er ihnen ohne weiteres zu, daß sie die Frau ermordet hatten.

Mirakel konnte diese lastende Ungewißheit nicht mehr länger

ertragen. Er versuchte sich aufzurichten. Doch gleich nach der ersten Bewegung durchfuhr ihn eine Schmerzwelle von ungeheurer Intensität, die ihn leise aufschreien ließ.

Es fühlte sich so an, als seien ihm sämtliche Knochen im Leib gebrochen worden.

Wie war das möglich? Kam dies nur durch den körperlichen Kontakt zwischen dem Plasmawesen und ihm zustande?

Mirakel wußte keine Antwort darauf, räumte letzterem jedoch noch die größte Wahrscheinlichkeit ein. Wahrscheinlich verbreiteten die Taahks auf diese Art irgendeinen Virus, dessen Natur ihm völlig unbekannt war.

Er blieb noch eine Weile ruhig liegen.

Dabei spürte er das wohltuende Prickeln der kosmobiologischen Kraftströme, die ihn durchführen, ihn beruhigten und kräftigten. Es mochten nur fünf Minuten verstrichen sein, als sich Mirakel aufzurichten versuchte. Dabei sah es fast so aus, als würde er es nicht schaffen, doch unter enormem Kraftaufwand und mit schmerzverzerrtem Gesicht gelang es ihm schließlich doch.

Schwankend stand er da, mußte sich aber manchmal noch an einem Möbelstück abstützen, da er noch zu unsicher auf den Beinen war.

Aber auch das legte sich.

Suchend durchstreifte er das Wohnzimmer, ob er noch Hinweise finden konnte, die Aufschluß darüber gaben, wo sich Ana Fedderson oder die Taahks aufhielten. Aber er sah nichts weiter, außer einer Wasserpfütze, der er sich rein aus Interesse näherte, um sie sich anzuschauen.

Durch nichts unterschied sie sich von einer Lache, die hier zufällig verschüttet worden war. Das Seltsame daran war nur, daß sich Mirakel an nichts dergleichen erinnern konnte, als er noch bei Bewußtsein gewesen war.

Er wollte sich schon wieder abwenden, als er stockte. Ihm fiel ein glänzendes Metall auf, das in der Pfütze lag. Als er kniete, um es sich näher zu betrachten, bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß es sich um Mrs. Feddersons Ehering handelte.

Auch als er sich das Schmuckstück näher anschaute, nachdem er es aufgehoben hatte, verdichtete sich die Vermutung immer mehr.

Mirakel beschlich ein beklemmendes Unwohlsein, als ihm klar wurde, was dies bedeutete.

Demnach war das Wasser nicht erst, als er nicht mehr bei Sinnen war, aus irgendwelchen rätselhaften Motiven verschüttet worden, sondern es mußte sich um die Überreste von Ana Fedderson handeln!

Aber warum war er dann nicht ebenfalls aufgelöst worden?

Er brauchte nicht lange zu suchen, bis er eine plausible Erklärung

fand. Seine besondere Konstitution als Mirakel hatte ihn davor bewahrt, hatte aber nicht verhindern können, daß er statt dessen besinnungslos gewesen war…

Er war erschüttert, als er an das Schicksal jener Frau dachte, von der nichts weiter als eine wasserähnliche Substanz übrig geblieben war. Selbst die Kleidung hatte sich aufgelöst, vielleicht vergleichbar mit einer zerstörenden Säure, die nur vor dem Metall des kleinen Ringes halt gemacht hatte.

Im gleichen Moment wurde ihm jedoch auch wieder die ungeheure Gefahr bewußt, die von diesen Kreaturen ausging, die nur Tod und Schrecken verbreiteten.

Er mußte sie finden, um ihrem Unwesen Einhalt zu gebieten. Wie er allerdings gegen sie vorging, war ihm jetzt noch nicht klar, aber er wußte, daß er nur dann die größte Möglichkeit hatte, etwas gegen sie zu unternehmen, wenn sie ihren richtigen Körper benutzten.

Dies aber war auch im Augenblick nur von zweitrangiger Bedeutung. Wichtig war erst mal, daß es ihm gelang, die Taahks überhaupt ausfindig zu machen.

Er besann sich seiner besonderen Gabe, die er schon beim Flugplatz eingesetzt hatte, als Alexandra dabei war und der Krankenwagen mit dem verletzten Joe Fedderson einen Unfall verursacht hatte.

Nur sie konnte ihm jetzt helfen, um den Standort der Plasmawesen ausfindig zu machen, doch erforderte das ebenfalls noch viel Konzentration. Und es war fraglich, ob er dazu in seiner Lage fähig war, schließlich hatte er die Folgen der Dämonenpest noch immer nicht ganz überwunden.

Trotzdem versuchte er es mit aller Willenskraft, zu der er noch fähig war. Intensiv stellte er sich die drei Plasmawesen vor und fragte sich, wo sie sich wohl befanden.

Zunächst zeigten seine Bemühungen keine nennenswerten Erfolge, doch als er noch mal alle geistigen Kraftreserven einsetzte, die er mobilisieren konnte, bahnte sich langsam und unheimlich zäh das Gewünschte an.

Sein Puls hatte sich fast um das Doppelte beschleunigt. Vor seinem inneren Auge zeigten sich schwache Konturen eines Bildes. Alles wirkte undeutlich und verschwommen, als ob dicke Nebelschwaden das Bild einhüllen würden, dennoch vermeinte Mirakel die Umrisse des Frankfurter Flughafens zu sehen. Dort, zwischen Motorflugzeugen, glaubte er auch für einen Augenblick die Leiber der Plasmawesen zu erkennen.

Dann verblaßte aber auch schon wieder das schwache Bild, in dem nur alles schemenhaft vorhanden war. Es hatte kaum mehr als nur wenige Sekunden gedauert, doch dies genügte ihm schon.

Dann gab er sich einen Ruck, stieg durchs Fenster und flog dem klaren Morgenhimmel entgegen.

Er hoffte, die Plasmawesen, die mit der Privatmaschine bestimmt schon in der Luft waren, noch einzuholen.

*

Sich diese kleine einmotorige Maschine zu besorgen, hatte den Taahks fast keinerlei Schwierigkeiten bereitet, zumal die Menschen, denen sie dabei begegnet waren, sie wie erstarrt angeschaut hatten, ohne aber etwas gegen die seltsamen Wesen zu unternehmen.

So war alles verhältnismäßig reibungslos verlaufen, ohne große Komplikationen. Schwierig wurde es nur, als die kleine Privatmaschine starten sollte. Besser gesagt, die – inzwischen waren sie wieder zu viert – Taahks mußten sich erst in die Technik hineinversetzen, mit der das Flugzeug ausgerüstet war.

Von der Flughafenbehörde aus hatte man inzwischen die Polizei benachrichtigt, die versuchte, das Gelände, auf dem sich die Maschine befand, abzusperren. Aber bis man überhaupt erst mal so weit war, hatten die Plasmawesen auch schon begriffen, wie die Privatmaschine flog.

Es dauerte nicht lange, da hatten sie genug Fahrt gewonnen, um von der Piste abzuheben. Zwar noch etwas unsicher, aber trotzdem immer höher steigend, sorgten die Taahks für immer mehr Abstand zwischen sich und dem Flughafen.

Es gab nichts, was sie noch aufhalten konnte.

Zielstrebig flogen sie auf Pulmirols Veranlassung. Und das hieß Richtung Bayrischer Wald.

*

Unter Mirakel sauste die Landschaft dahin, daß sie nur noch mit Schatten zu vergleichen war.

Immerhin schaffte er es, die Entfernung von Wiesbaden nach dem Frankfurter Flughafen in weniger als zehn Minuten zurückzulegen. Damit hatte er ungefähr den großen Vorsprung, den die Taahks gehabt hatten, wieder aufgeholt. Wenn er weiterhin so schnell war, dann dürfte er sie schon bald eingeholt haben.

Mit seinem »Mirakel-Blick«, wie er es formuliert hatte, war es ihm noch möglich gewesen, mitzuverfolgen, wie jene, die er suchte, ein Sportflugzeug stahlen.

Was sie damit aber gemacht hatten, wußte er nicht. Er mußte es allerdings herausfinden, wollte er die Verfolgung nicht von vornherein aufgeben.

Schätzungsweise fünf Minuten mochten verstrichen sein, als vor Mirakel plötzlich ein kleiner Punkt am Horizont auftauchte. Er erkannte gleich, daß es sich nur um das gesuchte Objekt handeln konnte und verdoppelte noch mal seine Anstrengungen, um es zu erreichen. Denn er hatte irgendwie eine Ahnung, die ihm sagte, daß noch etwas geschehen würde, was mit den Taahks im Zusammenhang stand.

Als er schließlich an der kleinen einmotorigen Maschine angekommen war, klammerte er sich am Höhenruder fest. Dies hatte den Vorteil, daß er so schnell nicht von den Plasmawesen, die im Innern saßen und einem unbekannten Ziel entgegensteuerten, ausfindig gemacht werden konnte.

Mit angespannten Sinnen, wartete er auf das, was ihnen bevorstand. Und er brauchte auch nicht mehr lange auszuharren, bis das erwartete Ereignis geschah.

Mirakel war zwar schon darauf vorbereitet gewesen, dennoch war er über die gespenstische Übergangslosigkeit des Ganzen ziemlich verwundert.

Plötzlich veränderte der Himmel seine leuchtende Farbe und wurde grau und undurchsichtig. Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich auf, als seien sie in dicken Nebel geraten. Mirakel sah so gut wie gar nichts mehr.

Dies mußte jener Punkt sein, an dem seinerzeit auch Joe Fedderson mit seiner Maschine spurlos verschwunden war. Wahrscheinlich war es jetzt mit ihnen genauso. Sie waren für ihre Umwelt nicht mehr länger existent…

In diesem Moment, als er gerade mit seinen Überlegungen so weit war, bemerkte er vor sich ein riesiges, schwarzes Loch, das in einer unauslotbaren Tiefe unheilvoll glühte. Dieser Schlund der Hölle war selbst im dichten Nebel deutlich zu erkennen – ein Phänomen, auf das Mirakel keine Antwort fand.

Sie rasten förmlich diesem Loch entgegen, so jedenfalls erschien es ihm. Er spürte, wie Furcht vor dem völlig Ungewissen in ihm aufstieg und ihn zu übermannen schien. Doch er hatte sich gut unter Kontrolle und konnte solche Gefühlsregungen noch weitgehend steuern.

Wie das Maul eines Untiers, das sie zu verschlingen drohte, türmte sich das gigantische Loch vor ihnen auf – und nahm sie auf.

Im selben Augenblick schlugen Wassermassen über Mirakel zusammen. Woher sie auf einmal kamen, war ihm gänzlich unerklärlich. Doch er hatte es sich inzwischen abgewöhnt, in solchen Situationen nach dem Woher und Warum zu fragen. Die Welt der Dämonen und Geister lebte nun mal nach ihren eigenen Gesetzen, die keiner wohl je ganz begriff.

Er hielt die Luft an, doch durch das unerwartete Eintauchen ins

Wasser hatte er zuvor nicht mehr Atem schöpfen können und mußte nun mit dem Sauerstoffvorrat, der sich in seiner Lunge befand, auskommen.

Mirakel hoffte inständig, daß sie bald wieder auftauchen würden, da ihm schon rote Ringe vor den Augen tanzten. Aber noch nichts dergleichen war in Aussicht.

Erst als er das Gefühl hatte, dem Hunger nach Luft nicht mehr länger standzuhalten und schon den Mund öffnen wollte – was wohl eher einer unbewußten Reaktion zuzuschreiben war – tauchte die Maschine endlich wieder empor.

Erschöpft rang Mirakel nach Luft, ohne sich seine neue Umgebung anzuschauen. Dieser Aufenthalt unter Wasser hatte bestimmt drei Minuten gedauert, doch hatte er es wohl seinen kosmobiologischen Kraftströmen zu verdanken, daß er diese Zeit unbeschadet überstand.

Das Kichern zahlloser Wesen ließ ihn herumfahren. Dabei sah er zuerst zum Himmel, der ihm auffiel. Statt der gewohnten Bläue zeigte er ein tiefes, düsteres Grau, das durch rötliches Glimmen im Hintergrund einen ganz eigentümlichen Farbton entstehen ließ.

Dann blickte er um sich und sah in die Gesichter vieler unterschiedlicher Kreaturen und Monster, deren Augen ihn bösartig und gierig anfunkelten.

Hinter dieser Schreckensschar konnte er bizarre Bauten von unterschiedlicher Größe und Gestaltung wahrnehmen.

Im gleichen Augenblick, als die Meute auf ihn zurückte, wurde ihm mit schmerzlicher Klarheit bewußt, daß er sich genau in der Stadt aufhielt, von der Joe Fedderson immer in seinen Alpträumen erzählt hatte.

*

Sie kamen bedrohlich näher. Mirakel gab sich keinen Illusionen hin und wurde sich vollkommen bewußt, daß es für ihn keinen Ausweg aus dieser Lage gab.

Rund um ihn herum war er von Geschöpfen eingekreist, die man sich nicht vorstellen konnte, so furchtbar waren sie anzuschauen.

Einige von ihnen waren riesenhaft, während andere so groß wie Zwerge waren und am ganzen Körper mit Beulen übersät. Doch da waren noch die Vertreter der höllischen Schergen, die man nur mit starken Nerven ansehen konnte.

Mirakel schüttelte sich. Aber nicht vor dem Grauen, das ihn umgab und was immer mehr auf ihn eindrang, sondern um wieder zu seinem vollen Denkvermögen zu gelangen. Er war nachträglich noch etwas mitgenommen von dem unfreiwilligen Tauchen.

Als er glaubte, wieder klarer und frischer zu sein, und die bleierne

Schwere, die vorher noch auf seinem Schädel gelastet hatte, weitgehend abschüttelte, kam ihm die Frage, warum er eigentlich nicht seine Gaben des Fliegens einsetzte und so die Unheimlichen hinter sich ließ.

Gerade wollte er die Absicht in die Tat umsetzen, da schwirrte was Schweres durch die Luft. Mirakel konnte sich im ersten Augenblick nicht erklären, um was es sich dabei handelte, doch als er es erkannte, war es bereits zu spät.

Ohne es noch verhindern zu können, fiel ein schweres Netz auf ihn nieder, worin er sich auch prompt verfing. Sich daraus zu befreien, war ein Ding der Unmöglichkeit. Das wußte auch Mirakel, aber trotzdem versuchte er es verzweifelt wie ein gefangenes Raubtier – doch vergebens.

Durch die Maschen hindurch konnte er nun die Reaktion der Meute gut beobachten, als er endlich eingesehen hatte, daß weitere Befreiungsversuche sinnlos waren.

Zunächst schien es so, als wollten sie mit ihren Knüppeln und Stöcken, oder was sie sonst noch in ihren Klauen hielten, auf ihn einstürmen, doch dann schienen sie sich in der letzten Sekunde noch zu besinnen. Es war, als lauschten sie der Stimme eines unsichtbaren Sprechers.

Nur zu deutlich wurde Mirakel in diesem Augenblick vor Augen geführt, daß alle diese Kreaturen abhängig von einer anderen, großen Macht waren, die sich ihrer bediente wie Marionetten.

Als sich dann wieder die Starre von der Schar gelöst hatte, glaubte er so etwas wie Unmut in ihren entstellten Gesichtern zu erkennen, aber in dieser Hinsicht konnte er sich sicher auch täuschen.

Gespannt harrte Mirakel aus und wartete ab, was nun passierte.

Und tatsächlich ließ der weitere Verlauf des Geschehens nicht lange auf sich warten.

Ein Behälter wurde unter den Monstern gereicht, und zwar so schnell, daß Mirakel nicht mehr genug Zeit blieb, um das Ding näher zu begutachten. Als es dann an ein Wesen gelangte, das nur noch wenige Meter von dem Gefangenen entfernt war und ungefähr die Statur eines häßlichen Gnoms hatte, kam das Geschöpf aus dem Kreis hervor und richtete das Ventil des Behälters auf Mirakel.

Sofort entströmte ein Gas, das zuvor in dem Innern des Druckbehälters aufbewahrt worden war. Der fliegende Wundermann erkannte natürlich sofort, daß man etwas mit ihm vorhatte, aber so sehr er sich auch dagegen sträubte, kam er nicht gegen den Einfluß des wohlriechenden Gases an. Es hatte solch einen betörenden Duft, daß Mirakel gewillt war, mehr davon einzuatmen, obwohl er sich darüber im klaren war, das dies schädlich für ihn war.

Gleichzeitig ergriff von seinem Körper eine nie gekannte,

wohltuende Leichtigkeit Besitz, die ihn alles vergessen ließ. Eine tiefe Ruhe überkam ihn, und er schloß die Augen.

Alles weitere, was um ihn herum geschah, die fieberhafte Hektik, mit der man ihn zu der Arena schaffte, wo schon alles weitere vorbereitet war, nahm er nicht mehr wahr.

*

Lärm von Tausenden war das erste, was später an seine Ohren drang.

Irritiert schlug er die Augen auf.

Selbst diese kleine Regung von ihm schien die Menge gesehen zu haben. Ein unheimliches Schweigen breitete sich aus.

Der erste Eindruck, den er hatte, als er seine Umgebung musterte, erinnerte ihn stark an eine römische Arena. Auch dieser Bau hier war kreisförmig angeordnet, und die einzelnen Bänke entweder mit Taahks oder mit Kreaturen wie die, die ihn zu fangen versucht hatten, besetzt.

Die Ehrentribüne jedoch hob sich deutlich von der Masse des Volkes ab. Dort saßen zwei auffällige Gestalten, die sich von den anderen abhoben.

Pulmirol, der Herrscher, und Szunta, die Herrscherin, durchfuhr es Mirakel…

Er betrachtete sich die beiden genauer, um sich so von ihnen ein vollkommenes Bild machen zu können. Er, der Herrscher, war nichts anderes als ein Monster von massiger und qualliger Form, die grünbläulich schimmerte, und von einem Schleimfilm überzogen war. Ganz entfernt mochte dieses Wesen an einen Menschen erinnern, was auch durch seine kurz gebogenen Beine und seinen wuchtigen Kopf, der auf einem langen Hals ruhte, unterstrichen wurde. Interessant empfand Mirakel noch das spitze Vogelmaul und daß Pulmirol völlig haarlos war, sowie seine drei Augen. Sein hochgezogener Hals leuchtete in reinstem Violett, und der Wundermann vermutete, daß sich die Farben je nach Laune Pulmirols änderten. Was violett zu bedeuten hatte, konnte er nur raten.

Szunta hingegen wirkte noch auffälliger. Sie war um zwei Köpfe größer als ihr Gemahl, und das hervorstechendste Merkmal an ihr waren wohl die farbigen Gewänder und die weichen, zerfließenden Formen. Auch ihr Mund hatte einen deutlichen Ansatz von einem Schnabel, aber er war nicht so spitz wie der Pulmirols.

Mirakel wandte sich von dem Herrscherpaar ab und schaute an sich selbst hinunter. Die beiden unterschiedlichen und doch irgendwie einheitlichen Herrscher hatten ihn so fasziniert, daß er kurze Zeit seine eigene Situation vernachlässigt hatte.

Jetzt erst entdeckte er die schweren Ketten und Metallkugeln, aus

denen orangefarbene Blitze schossen und ihn einhüllten. Außerdem war er an einen bizarren Pfahl gebunden, der eine entfernte Ähnlichkeit mit einem indianischen Totempfahl hatte.

Vor ihm standen einige Geschöpfe der Finsternis, die mit verschiedenen Waffen ausgerüstet waren. So war zum Beispiel eine Armbrust und eine Stange mit einer mondförmigen Sichel zu erkennen. Das dritte unheimlich anzuschauende Wesen war zwar unbewaffnet, doch seine Klauen waren furchterregend genug.

In der Stille hörte man nun unvermutet Pulmirols donnernde Stimme, die direkt in die Gehirne der Anwesenden eindrang.

»Unter uns ist, wie Ihr alle seht, der unverschämte und bisher unbesiegte Eindringling, der hier nun endlich den Tod finden soll! Zuvor muß er jedoch noch Qualen ausstehen dafür, daß er auf seiner Welt ständig versuchte, unsere Pläne zu durchkreuzen.

Wundersamer Fremder, hier sind deine Wege zu Ende! Dir sei versichert, daß eine Flucht für dich unmöglich sein wird, da jener Pfahl, an den du gebunden bist, magische Kräfte hat, die dich lähmen werden, so daß du dich nicht rühren kannst, um etwa die Ketten abzustreifen.

Und nun, Freunde, laßt uns beginnen!«

Pulmirols Geiststimme verstummte wieder. Um so größer war dafür das Gejohle der Menge, die freudig auf das Ereignis wartete. Für sie mußte es eine Art Volksfest darstellen.

Der Hals des Herrschers strahlte nun intensiv in Violett, und Mirakel konnte daraus nur schlußfolgern, daß der Herrscher von Mordlust getrieben wurde.

Er sah, wie die drei, die ihn töten sollten und was für sie sicher eine große Ehre darstellte, ihre Waffen aufrichteten und um ihn herum zu tanzen schienen.

Dabei stießen sie manchmal vor, als wollten sie versuchen, ihn umzubringen, doch das erwies sich jedesmal als Irrtum.

Noch, denn dies schien lediglich das Vorspiel zu sein. Mirakel zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie später wirklich ihre Waffen einsetzten, bis der Tod ihm eine Erlösung brachte.

Verzweifelt bemühte er sich, entgegen der Versicherung Pulmirols, sich zu bewegen. Und tatsächlich, zu seinem größten Erstaunen, gelang ihm das auch, wenn auch nicht sonderlich viel, so daß es ihm schon geringfügig möglich war, sich zu bewegen. Denn die Ketten saßen lockerer, als es zunächst den Anschein hatte. Hauptsächlich ging es um die magischen Kräfte des Pfahls, die ihn an die Stelle bannten.

Die kosmobiologischen Kraftströme schienen ein Gegenpol zu dem Einfluß des Pfahls zu sein und dessen Magie ein wenig zu kompensieren.

Wenn es Mirakel möglich war, durch geistige Konzentration die kosmobiologischen Kraftströme zu verstärken, dann war es doch theoretisch möglich, daß sie die Ausstrahlung des Pfahls neutralisierten. Mirakel ließ sich das durch den Kopf gehen und fand die Idee gut. Es war auch die einzige Konsequenz, die ihm noch blieb, wenn er sich nicht mit seinem vorbestimmten Schicksal abfinden wollte.

Deshalb ballte er seine gesamte Konzentration zusammen. Dies tat er in einer Abart von Meditation, die er dazu benötigte, um das zu erreichen. Doch noch gab er sich nicht damit zufrieden. Bevor er die aufgestaute Kraft zum Ausbruch kommen lassen wollte, hatte er vor, noch mehr davon zu sammeln.

Plötzlich spürte er, wie seine Haut geritzt wurde und ein Schmerz ihn durchfuhr. Im gleichen Moment grölte die Menge.

Dies führte dazu, daß Mirakel seine Aufmerksamkeit kurz anderen Dingen zuwandte und ein Teil seiner Kraft verschwand.

Als er den Versuch noch mal unternahm, wurde ihm schon bei Beginn der meditativen Übung bewußt, daß es ihm nicht mehr gelang, die gleiche Intensität an kosmobiologischen Kraftströmen zu erringen wie vorher. Ob sie reichen würden, den Bann des Pfahls zu überwinden, war zwar fraglich, dennoch gab Mirakel es nicht auf.

Schweißtropfen perlten auf seinem Gesicht. Er nahm seine Umwelt, den Lärm und die vereinzelten Stiche gegen ihn, die immer schmerzhafter wurden, gar nicht mehr wahr.

Als er dann der Überzeugung war, daß die volle Gewalt der kosmobiologischen Ströme wieder wirkte, richtete er sie auf den Pfahl und gab sie frei.

Im selben Augenblick begann der Pfahl rötlich aufzuglühen. Mirakel spürte, wie die paralysierende Eigenschaft des Gebildes langsam von ihm abfiel.

So schnell er konnte, schälte er sich aus den Ketten, da diese Neutralisation bestimmt nur für wenige Sekunden anhielt.

Er hörte, wie die Arena von Wutlauten aus tausend Kehlen erfüllt war. Pulmirol schrie: »Zögert nicht länger, tötet ihn!«

Sein langer Hals war blau geworden, wahrscheinlich ein Zeichen von Wut.

Mirakel hatte sich noch nicht ganz von der letzten Kette befreien können, als knapp über ihm auch schon der Pfeil aus der Armbrust schnellte und sein Ziel nur um wenige Zentimeter verfehlte. Statt dessen bohrte er sich in den Pfahl hinter Mirakel.

Dieser zögerte, nachdem er frei war, nicht eine Sekunde länger und stieg senkrecht in die Höhe. Die Flüche und Schimpfrufe und all die Laute der Enttäuschung blieben schon bald hinter ihm zurück und verklangen.

Er jagte dem düster aussehenden Himmel entgegen in der Hoffnung, daß er die Brücke zwischen den Dimensionen verkörperte und sie ihn zurück zu der Erde versetzen würde.

Tatsächlich erfüllte sich auch sein hoher Einsatz, den er gewagt hatte. Unsichtbare Kräfte nahmen ihn auf, als würde er in einen Sog gezogen, und spien ihn auf der anderen Seite wieder aus.

Als Mirakel unter sich die Wälder sah, atmete er tief und erleichtert auf. Das war das typische Bild des Bayrischen Waldes. Er hatte es noch mal geschafft und war um Haaresbreite dem Tod entronnen…

Abgekämpft, wie er war, fühlte er, daß die kosmobiologischen Ströme des Mirakel-Kristalls allmählich durch die enorme Kraftaufwendung schwächer wurden.

Darum hielt er sich nicht noch mit großer Überlegung auf, sondern flog zielstrebig, den kürzesten Weg einschlagend, in die Umgebung von Bad Homburg. Dorthin kehrte er immer dann zurück, wenn die Kraft des Mirakel-Sterns nachließ, denn hier war der einzige Ort auf der Erde, wo er diesen wieder aufladen konnte.

Außerdem war die Höhle von dem Magier Johann Fürchtegott Kellermann geschaffen worden, der Mirakel schon in seinem vorherigen Leben vor den Mächten der Finsternis bewahrt hatte. Dies war ein wirklicher Platz, an dem er genug Zeit fand, um alles zu überdenken und wo er die notwendige Ruhe zum Entspannen hatte.

Er lächelte schwach, als ihm deutlich wurde, daß er noch immer nicht den Gedanken aufgegeben hatte, daß sein Volk, die Dykten, noch irgendwo in der Galaxis lebten.

Für sie nämlich bestritt er so entschlossen den Kampf gegen das Böse, das überall auf der Lauer lag und seiner Rasse beinahe selbst zum Verhängnis geworden war.

Mirakel merkte die Müdigkeit, die in ihm aufstieg.

Bald darauf hatte er sein geheimes Versteck erreicht.

*

Frank Morell verfolgte am nächsten Morgen mit einem gewissen Vergnügen die Schlagzeilen der Tagespresse. Insgesamt gesehen war das, was dort geschrieben wurde, sehr widersprüchlich, so daß sich ein normaler Bürger gar kein rechtes Bild mehr von den Ereignissen machen konnte, die sich angeblich zugetragen hatten, weil er die Fülle der Informationen nicht mehr überblickte.

Manche Zeitungen erklärten beispielsweise, daß Marsbewohner einen Angriff auf den Flughafen geplant hatten, während wieder andere fest davon überzeugt waren, daß es sich um eine großorganisierte Diebesbande gehandelt hatte. Man vermutete sogar,

daß die Mafia dahinter steckte.

Keiner jedoch vermochte es so zu erklären, wie es in Wirklichkeit war. Wenn man von Frank Morell alias Mirakel absah, den man auch mehrfach im Zusammenhang mit jenen ominösen Vorfällen erwähnt hatte.

Man forderte die Leser auf, Näheres über diesen Mann, der scheinbar die Gabe des Fliegens hatte, bei den Redaktionen anzugeben, um so vielleicht hinter seine wahre Identität zu kommen.

Frank schmunzelte. Ob man wohl je hinter sein Geheimnis kam? Er hoffte es nicht und war auch dementsprechend vorsichtig, wenn er als Mirakel auftrat, da er sich nur zu gut ausmalen konnte, was passierte, wenn sein Doppelleben publik wurde.

»Was grinst du, Frank? Ist der Artikel so erheiternd? Zeig mal, was ist das denn für ein Ding?« Petra Veltens Stimme rief ihn wieder in die Realität zurück.

»Ach, der ist nicht so wichtig.« Frank winkte ab. »Steht nur etwas von unerklärlichen Vorfällen drin, die sich am Flughafen ereignet haben sollen.«

Er warf Petra die Zeitung zu. Interessiert schlug sie sie auf und überflog kurz den Bericht.

»Komisch«, meinte sie dann nachdenklich. »Was?« erkundigte sich Alexandra, die sich ebenfalls an dem Gespräch beteiligte.

»Nun, man schreibt darin auch von einem fliegenden Menschen. So ein Quatsch, als ob es so was gäbe in unserem heutigen, aufgeklärten Jahrhundert!«

»Petra, ich finde, wir dürfen es uns nicht so einfach machen. Es gibt viele Dinge, die noch immer unfaßbar anmuten, die es aber dennoch gibt. Manches läßt sich nun mal nicht nur mit reinem Verstand und nüchterner Logik erklären, und damit müssen wir uns abfinden.

Sicher wird mir Frank in diesem Punkt zustimmen.«

Die beiden Frauen schauten zu ihrem Kollegen hinüber, doch der schwieg, was recht seltsam war, da er sich sonst rege an derartigen Diskussionen beteiligte. Er machte irgendwie einen geistesabwesenden Eindruck, als würde er auf eine imaginäre Stelle in unbekannter, weiter Ferne sehen.

»Frank, was ist mit dir?« Alexandra Becker schien besorgt über Morells eigentümlichen Zustand. Mit lauter Stimme rief sie ihn an.

Er blieb abwesend und murmelte undeutlich so etwas wie: »Auch ihn haben sie nicht verschont und umgebracht.«

»Wen meinst du damit?« Alexandra, die nur halb die Bedeutung dieser Worte verstand, schien nun ernsthaft besorgt um Frank.

Dieser schüttelte den Kopf, als wolle er einen lästigen Druck, der auf ihm ruhte, abschütteln.

»Es ist nichts, schon gut«, erklärte er ihnen dann. »Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen.«

Offenbar wollte er nicht mehr näher darauf eingehen, denn er kümmerte sich wieder intensiv um seine Arbeit.

In Wahrheit aber kreisten seine Gedanken immer noch um das Krankenhaus, in dem Joe Fedderson untergebracht worden war.

Frank hatte seinen Mirakel-Blick eingesetzt, um wenigstens dadurch über das Befinden des Piloten Bescheid zu wissen.

Was er gesehen hatte, war ein wenig schockierend für ihn gewesen.

Das Bett des Schwerverletzten war umringt von einer Reihe von Leuten. Ärzte, Pfleger, Krankenschwestern, alle standen sie da und starrten vor Entsetzen auf das Bett.

Es war völlig durchnäßt. Und wenn es nicht so paradox, so unwahrscheinlich gewesen wäre, hätte man glatt annehmen können, daß sich Joe Fedderson einfach verflüssigt hatte.

Man würde bestimmt versuchen, eine einigermaßen plausibel klingende Vermutung für das gänzlich Unerklärliche zu finden, das wußte Frank schon im voraus.

Des weiteren aber würde nie ein Wort davon an die Öffentlichkeit gelangen.

Frank Morell war der einzige Mensch, den es gab, der den Ärzten möglicherweise darüber eine Erklärung abgeben konnte, aber sicher hätte man ihn ausgelacht, wenn er ihnen berichtet hätte, daß jeder Mensch, der mit einem Taahk in direkten körperlichen Kontakt kam, sich auflöste…

Wann endlich würde die Ungläubigkeit, die schon fast an Ignoranz grenzte, ein Ende finden? Frank wünschte sich sehnlichst diesen Tag herbei, denn dann würde man einen Sieg über Rha-Ta-N'my und ihre Dämonen verzeichnen.

*

In dem Haus, das zum Konstruktionsbüro »Gering und Krollmann« parallel stand, hielt sich in einer Wohnung ein älterer, unscheinbar wirkender Mann auf.

Offensichtlich hatte er sich die Räume gemietet. Warum, war allerdings unklar, weil darin keinerlei Mobiliar zu erkennen war.

Hauptsächlich schien der gebrechlich wirkende Mann rätselhafte Studien zu betreiben. Davon jedenfalls zeugte sein Fernglas, mit dem er immer wieder das Konstruktionsbüro beobachtete. Dabei galt anscheinend seine besondere Aufmerksamkeit einem Mitarbeiter dieser Firma – Frank Morell.

Das, was seine Erscheinung auffällig machte, war die Sonnenbrille,

die er trug, obwohl der Himmel bewölkt war und nirgendwo ein Sonnenstrahl die Erde traf.

Vielleicht hätte mancher in ihm jenen unbekannten Beobachter wiedererkannt, der Frank Morell und seine Kollegin schon damals auf dem Rhein-Main-Flughafen aufmerksam gemustert hatte, ohne sich dabei aber selbst zu erkennen zu geben.

Sicher hatte dieser freundlich wirkende Herr viele Namen, doch keiner davon war wohl sein richtiger.

Denn wer er war, wußte niemand…

ENDE